

Stern der Dämonen

Ernst Weiss



119

46 50

Ernst Weiß / Stern der Dämonen



Ernst Weiß
Stern der Dämonen

Roman

1 9 2 1

Georg Müller Verlag München

Copyright 1921 by Georg Müller Verlag Akt.-Ges., München

PT
2647
E52
S7

Erster Teil

I

Cyrrill war seit sechzehn Jahren verheiratet. Seine Frau war ein guter Mensch. Sie war um zwei Köpfe größer als er, sie erdrückte ihn beinahe mit ihrer animalischen Schönheit, mit ihren dunkel glänzenden Augen, mit ihren dicken, schweren Haaren, durch den fremden Duft ihres Körpers, und doch hatte sie vor ihm, dem kleinen, blonden Mann, tiefe Angst. Sie vergaß nicht, sie dachte immer daran, nie sprach sie davon: nur aus Zwang, im letzten Moment, hatte er sie zur Frau genommen, von Sorgen, gemeiner Not getrieben, wie sie selbst getrieben war zum Diensthofen, zum ordinären Muß des schweren Lebens. Als an Göttliches hatte sie an Ehe geglaubt, Trauung in der Kirche, die leere, einsame Kirche, die beiden goldenen Ringe, die hohe goldene Zeit.

Cyrrills jüngerer Bruder war Geistlicher. Lange hatte er an der Universität studiert in der Hoffnung, es dann um so schneller zu hohen Würden zu bringen. Er hatte viel Geld gebraucht, für Bücher, für Wäsche, Kleidung, er trug einen Zylinderhut, während Cyrrill klein und abgeschabt, mit einer niedrigen, flau-

bigen Sportmüße neben ihm einherlief. Beide waren schwächlich, aber der jüngere machte sich schwächer als er war, alle sollten ihm helfen, alle halfen ihm. Er arbeitete viel, seine Studie über den Erzvater Moses im Evangelium erregte Aufsehen, doch davon konnte er nicht leben. Oft war er kränklich, Cyrill wollte ihn nicht mahnen, im Alumnat mit den anderen jungen Geistlichen zu wohnen, die Luft sollte dort erstickend sein, ohnehin hatte der arme Bruder Atembeschwerden und grauenhafte Träume. Cyrill verdiente schon damals als Tapeziergehilfe viel Geld, aber es war nicht genug. Die Eltern lebten nicht mehr. Cyrill lernte Fanny kennen; gequält von seinen Sorgen, erzählte er ihr von seinem Bruder. Fanny, das Dienstmädchen, hatte ein kleines Vermögen, sie war eine Waise, aber keine „ganz abgerissene Waise“ wie sie sagte; und da sie ihm das Geld immer wieder anbot, nahm er es schließlich mit abgewandten Augen. Daheim staunte er, es war viel. Der Bruder kam jetzt auch vorwärts, Cyrill sollte nur nicht drängen. Bald feierte er das Primiziat. Er wurde einem Pfarrer zugeteilt. Bis zum Bischof, ja nur bis zum Vikar war es weit. Die Brüder sahen sich oft, alles Leid klagten sie einander. Cyrill hatte viel Mitleid, wozu waren alle Mühen auf der Universität gut gewesen? Beide lächelten, aber Cyrill fühlte mit Freude das eine, daß der Bruder sich nicht überhebe, daß er nicht viel mehr sei, als er selbst. Cyrill kehrte zurück, er schämte sich, Fanny die Wahrheit zu gestehen: statt ihr das Geld heimzubringen, hatte er dem armen Bruder auch noch den letzten Wochenlohn gegeben. Er war Sonntags dort gewesen, nun wartete noch die ganze Woche. Fanny sagte, er solle sich das nicht so zu Herzen nehmen, das Geld sei einmal dahin und verloren, es sei schon

gut, die goldenen Pfennige hätte der liebe Gott zu sich genommen. Die selige Tante, von der sie geerbt waren, hätte sie ohne dies der Kirche weihen wollen. Sie selbst brauchte ja nichts, wozu denn auch? Sie pries lange ihre Herrschaft, das ruhige Leben, die viele gute Kost. Sie lachte jetzt über sich selbst, über ihre gar zu große Figur, vor der die Herrschaften erschrakten, weil sie dachten, die Riesin würde zu viel essen, oder, wenn man sie allzusehr plagte, jemand mit der Hand erdrücken. Sie erzählte unaufhörlich, so ganz bezaubert von Cyrills zarter Figur, den tiefstliegenden Augen und ihrem Blau. Sie konnte sich von ihm nicht trennen, sich nicht sattsehen an ihm, lange gingen sie vor ihrem Hause hin und her; er war müde und hungrig. Ihre Herrschaft sei nicht zu Hause, meinte sie, er solle nur schnell mitkommen, am Gasherd werde sie ihm guten Kaffee kochen. Warum nicht auf dem Ofen, fragte er auf der Treppe. Die gnädige Frau sei so genau, sagte sie, sie käme zwar an Sonntagen erst spät in der Nacht, sie sitze bei Verwandten und spiele dort Karten, bis sie müde sei zum Umfallen, aber bevor sie sich niederlege, müsse sie erst den Ofen abfühlen, ob er nicht geheizt worden sei.

Cyrill ahnte etwas von Fannys Elend. Das Geld, angeblich von der Tante der Kirche bestimmt, war bitter verdient. Er ließ nicht zu, daß sie vorher etwas kochte, er drängte sie in ihr kleines Mägdezimmer, in dem auch die Badewanne stand. Taghell war es; die am Vormittag gebrauchte Brause tropfte schwer, jenseits der Mauer hörte er daheimgebliebene Mägde laut singen, dröhnender Lärm stürmte plötzlich von allen Seiten, dann Totenstille auf einen Schlag.

Nach einer Stunde ging er fort ganz ohne Freude.

Drei Monate später sagte ihm Fanny, ganz ohne Erschütterung, „in bin doch in der Hoffnung“. Er wollte es nicht glauben; „noch zwei Monate bleibe ich im Dienst,“ sagte sie.

Gut machen konnte man nichts mehr, aber jetzt mußte sie ihr Geld haben. Nur so blieb ihr das Ärgste erspart: daß sie ins Findelhaus gehen mußte, unentgeltlich zwar dort verpflegt würde, aber die Kosten hatte ihre Heimatgemeinde zu tragen. Auf immer war sie in ihrem Zuhause, bei ihren Geschwistern „verredet und verschändet“. Der Mann wußte, man hätte ihr ein uneheliches Kind verziehen, aber daß sie nicht einmal die zur Geburt nötigen Groschen haben sollte, das niemals. Wozu war sie Dienstmädchen, hatte „umsonst“ Essen, Trinken, Kleider, Heizung? Bei dem letzten Gedanken wurde er von dummer Wut ergriffen, er hätte nie mit ihr hinaufgehen sollen, was sollte das Gerede vom Gasherd? Sollte er das sein Leben lang büßen? Er mußte das Geld haben. Der Bruder war schon lange genug im Amt. Cyrill reiste zu ihm, deutete fein seine Notlage an, der Bruder tat, als verstehe er nicht. Cyrill wurde deutlicher, der Bruder sprach vom Beistand des Allmächtigen. Cyrill schrie endlich ganz roh, überschwemmt von plötzlichem Zorn: „Geborgtes Geld, nicht geschenktes. Bist du ein Bruder oder nicht?“ Der Bruder sagte ihm, es sei alles gut, er werde das Geld bekommen, er habe viel zu verkaufen, die Uhr, das goldene Kreuz, aber nur still, er solle nur ja nicht schreien. Der andere sagte, er lasse sich nicht das Maul verbieten, er wolle wissen wann. „Bald, bald!“ sagte der Bruder. „Was, bald?“ sagte Cyrill, „bald? Ja, wo ist denn dein Lohn hin?“ Er wußte nicht, wie er die Einkünfte eines Geistlichen nennen sollte. „Du selbst brauchst nichts, hast nichts für Hei-

zung zu bezahlen, das Essen hast du hier. Du ißt ja ohnehin so wenig. Das Ornat hast du umsonst, sogar den Meßwein!" Er versuchte zu lachen, obwohl er zitterte. „Sogar den Meßwein?" sagte der Bruder mit sonderbarem Lächeln. Dieses Lächeln empörte Cyrill, schon warf er sich auf den Bruder. „Das Kleid! Vergreif dich nicht am Kleid!" sagte der Geistliche. Cyrill trat zurück und sah den Bruder an, der weiß war wie die Wand, vor der er stand. Er bat ihn um Verzeihung, halb verzweifelt kam er heim. Er ließ Fanny warten, sie war schuld an allem, mit Ekel erinnerte er sich ihres Zimmers, ihres harten, jungfräulichen Körpers, vor dem noch jeder andere gewichen war, ihres weißlackierten Bettes, das sich in der hohen Zinkbadewanne spiegelte, beinahe war ihr Zimmer ein Abort gewesen. Er weinte über den armen Bruder, den bleichen Schwächling, der sich pflegen mußte und eben jetzt nicht „bluten" konnte. Sie schrieb ihm nicht. Am nächsten Tage sandte ihm der Bruder das Geld, auch er schrieb nicht, nicht ein Wort, auch er hatte es auf ihn abgesehen.

Cyrill ging seiner Arbeit nach, holte sich Samstag seinen Lohn, Sonntags betrank er sich schon vormittags, er wollte endlich seine Freiheit genießen. Er arbeitete für sich, nicht für den Bastard, nicht für sie. Aber der Wein bekam ihm schlecht. Er schrie, man hätte ihm den Rachen verbrannt, man hätte ihm Vitriolschnaps statt Wein gegeben, vergifteten Sprit, in „doppelter Mischung", schon begann er Lieder zu singen, ohne daß er es wollte, heulend entrollten Melodien von Kirchenliedern; alte Weiber, hoch im Staub, stießen diese Lieder vor sich her, und auf ihnen, wie auf wirklichen Stangen, sah er seinen Bruder vorangetragen, einen Laib ungebäckenes Brot

auf beiden Händen, rückwärts im Zuge verbarg sich Fanny, in der hohlen Hand Tapezierernägel einem kleinen Kinde über den Kopf rollend; schon türmte sich der Staub zu ihrem weißen Dienstmädchenzimmer, drang ihm in die Kehle, doch schrie er auf, als er mitten durch den Staub, wie in der Sonne, feurig beleuchtet, Fanny wieder sah, wie sie mit weißem Hammer etwas niederschlug, das nur das Kind sein konnte, zerknittert wie ein Blatt Papier, unter der Badewanne verborgen.

Bei seinem Schrei erwachte er. Er begriff, daß er betrunken war, Zorn und Wut taten ihm wohl. Das war gut, dachte er, nun war er nüchtern, noch nicht ganz, aber jetzt, noch nicht, aber bald. Schmerzen fühlte er nicht, im Spaß schlug er seinen Kopf gegen die Wand, wurde töckisch gegen die andern Gäste, er wurde hinausgeworfen, kam sehr schwer heim, schlief sehr tief.

Abends erwachte er, zog ein weißes Hemd an und ging zu Fanny. Sie war zu Hause. Er warf sich ihr zu Füßen, statt sie zu küssen, da er fürchtete, sie könnte den Weingeruch aus seinem Munde spüren.

Sie war sehr verlegen und begann zu weinen. Er wollte sie trösten, er wollte sie in das kleine, weißlackierte Zimmer hineinschleppen, dorthin, wo sich das Bett in der Badewanne spiegelte. Aber sie ließ sich nicht zerren, er trat beleidigt fort und wollte ihr schon mit giftigen Worten drohen, da erblickte er solches Grauen um ihren Mund, daß er ganz zu sich kam.

Nach vier Monaten wurden sie getraut, im dritten Monat der Ehe kam das erste Kind zur Welt und wurde auf den Namen der Mutter getauft.

II

Nach der Hochzeit zeigten sich sonderbare Eigenschaften an Cyrill; wie seinen Bruder plagten ihn schwere Träume. Während einer ganzen Nacht schrie er, warf sich schräg über die Kissen und lachte; starrend blieben die weißen Reihen der Zähne geöffnet im matten Schwarz der endlosen Nacht, seine Frau sah es mit Grauen, am nächsten Tag erwachte er frei ohne jede Erinnerung und ging an die Arbeit.

Die Frau dachte daran, wieder eine Stelle als Dienstmädchen anzunehmen, damit es leichter für ihn würde, damit er aufatmen könne, abgeschirrt. Wohl liebte sie ihn, jetzt aber wäre es ihr genug gewesen, ihn einmal in der Woche zu sehen, beim freien Ausgang frei mit ihm zu sein, Sonntags von drei nachmittags bis zwölf nachts. Aber sie konnte das Kind nicht allein lassen, das arme Kind mußte gewartet werden. Der Mann trank nicht mehr; wenn sie Ausflüge machten, vertauschte er sein volles Bierglas mit ihrem leeren, denn er schämte sich seiner Schwäche. Viele Freude hatte er am Rauchen, selbst abends rauchte er noch im Bett. Die Frau, todmüde von der

Arbeit des Tages, leergeaugt von dem ungewöhnlich starken, ewig hungrigen Kinde, wußte nicht, wie sie die Augen offen behalten sollte. Der Feuergefähr wegen durfte sie nicht einschlafen. Endlich ließ er die Zigarre aus der Hand fallen. Sie aber, sich nochmals zusammenraffend vor ungeheuer dröhnender Müdigkeit, beugte sich mit schwer mütterlichem, weiß quellendem Leib aus dem Bett, raffte den Stummel auf, behielt ihn in wollüstig geballter Faust bis zum Morgen, bis sie ihn auf einem frisch gehobelten Brett mit dem Zuckerhackmesser in kleine Stücke hackte für die Pfeife der Werkstatt. So ganz weich, so süß willenlos, gab sie ihm in allem nach, nie hörte er „ein anderes Wort“. Gerade das empörte ihn, er hätte sie zertreten mögen. Aber er konnte nichts tun, als seine But in sich hineinschlingen, Schimpfworte gegen sie tückisch erfinden, „dreißtölkiges Ludermensch, gefährliches Riesenaas“, nie aber wagte er, ihr diese Worte zu sagen. So viel Angst hatte er vor ihr, er dachte, sie würde doch einmal nachts über ihn herfallen. Ihre Hände waren blutig gewesen bei der Geburt des Kindes. Mit dem Zuckermesser spielte sie gern, lauernd darauf, daß er aus Dummheit, zum Spaß seine Finger unter die Schneide beuge. Sofort wandte er sich an den heiligen Bruder um Rat, aber der Geistliche antwortete nicht. Auch bei der Taufe des Kindes hatte er sich verleugnet, nur Geld geschickt. Alles, der heilige Bruder, der liebe heilige Herr in dem abgeschabten, schwarzen Gewand, durch das seine abgemagerten Hungerknochen im Traume deutlich zu sehen waren, das viele Geld, das sich im Traume vermehrte, dessen Scheine, wie Schienen der Länge nach aneinandergelegt, sich endlos zogen, von der Hütte des Bruders bis an Fannys Haus, alles schlang das Riesennensch

ein, in dem lustlosen, ungeheuerlich weit geöffneden roten Eingeweideschlund versank alles ohne Rettung. Der kleine Mund des Kindes war gar kein Kindermund, sondern nur ein kleines Spiegelbild des Mutterschlundes, des unersättlichen. Ihm selbst erwürgte es jeden Hunger, wenn er sehen mußte, wie das Kind, ohne zu kauen, fast ohne zu atmen, mit bläulich geschlossenen Augen aus der Mutter ungeheure Massen von Lebensnahrung in sich hineingeiserte. Und während das Kind, wie gelähmt von lauem Atem mit schlaff niedersinkenden Händen wie tot zu schlafen begann, schien ihm die Mutter statt entleert, nur noch doppelt gefüllt und von dem strogenden Kind mit neuer Fülle und Gesundheit aufgeschwellt, so daß sie strahlte.

Durfte Cyrill nicht mit Geld knausern, durfte er, der halb vertrocknete, es nicht an Geld fehlen lassen für die zwei strogenden Weiber, so hielt er mit Worten an sich, sparte sie sich am Munde ab, regte den Mund zu nicht mehr als achtzig Worten am Tag, und als das zu zählen zu schwer war, nur zu dreißig, die er bis abends manchmal kaum erreichte. Er konnte darauf warten, daß Fanny ihm Vorwürfe mache, aber sie schwieg und fühlte nichts. Es gab Dinge, die ihm unerträglich waren, Geruch von Petroleum an den Händen, oder Watte, die beim Zusammendrücken wie zusammengeprefste Zähne knirschte. Ärger als alles aber war ihre Stimme, die ihm das Herz abpresste. Die Frau litt seit der Geburt des Kindes an Zahnschmerzen: er riß ihr die Watte schweigend aus den Ohren, drohte schweigend mit Schlägen. Aber das Kind, plötzlich erwachend, haschte mit teuflischem Lächeln aus zahllosem Mund nach seiner Faust. Cyrill legte sich zu Bett, rauchte. Die Frau

richtete die Petroleumlampe an ihrer Wand, knirschend rollte der Docht empor, denn nur im Hellen konnte sie die langen Stunden zu Ende machen. Ihre Hände, die ihm vom Petroleum geradezu zu triefen schienen, in deren öligem Glanz sich das ganze Zimmer spiegelte, wischte sie an der Bettdecke ab. Wie die Bettdecke an dem Mann riß, erblaßte er, stierte seine Frau an mit einem Blick, nicht gut, nicht böse, aber grauenhaft, wie damals vier Monate vor der Hochzeit. Das Zimmer war zu klein für diesen Blick, sie verkroch sich unter die Bettdecke, in ein kleines Bündel schnürend ihren ungeheuren Leib.

Der Mann stand auf, kleidete sich wortlos an, ging fort. Als der Mann fort war, dachte die Frau: ich bin gerettet, es ist nichts geschehen. Sofort aber fühlte sie, es war das Fürchterlichste geschehen. Gekrümmt blieb sie unter ihrer Decke, ihr Atem, zwischen den schweren Brüsten gleitend, machte die Leinwand rascheln, die sich um ihre Hüften spannte. Unbewegt blieb sie so die ganze Nacht.

Eyrill ging in einen Schnapsladen. Oft schon war er vorbeigestrichen, hatte die Männer beneidet, die sich vor den Schanktisch drängten. Ein magerer Glasköpfiger, fast zum Umfallen rücklings über einen Stuhl gestreckt, von zwei schweren Flaschen die beiden Hände herabgezogen, so daß sie den Fußboden streiften, schien ihm besonders herrlich, noch herrlicher aber die Flasche in der linken Hand, von einer Gasflamme obenher mit öligem Licht beträufelt, ein mattgeschliffenes, traubenartig gebauchtes Gefäß, die Glasgestalt eines dicken Mannes mit hohem Hut, dessen fatter Bauch bis zum kropfigen Halse voll mit rosarotem Schnaps gefüllt war.

Nun trat er ein. Die Verkäuferin, ein gutgenährtes Ju-

denmädchen, wunderte sich, sehr selten wurden solche Flaschen gekauft, und jener magere Käufer hatte sie am ersten April erhalten, ein Geschenk, das man ihm spaßeshalber mit Wein- essig gefüllt hatte. Es gab noch ein Gegenstück dieser Flasche für Cyrill. Beide Hände schienen ihm warm angehaucht von der heiser glucksenden Flasche, als er sich vor dem Schnaps- laden auf eine Bank setzte. Die Bank war verrufen, denn der Besitzer des Geschäftes hatte sie für seine Kunden aufstellen lassen, damit sie sich nicht vor der Schwelle umherschmieren sollten in ihrer Trunkenheit.

Wie vor Zeiten, glaubte Cyrill auch jetzt, er sei innerlich angebrannt, man hätte auch ihm, als verspäteten Scherz, Säure in seinen Kausch gefüllt. Aber dann schmeckte es so mild, eigentlich gar nicht nach Schnaps, nur nach Zuckerzeug, wenigstens jetzt hatte er die Süßigkeit auf der Zunge, wenn auch scharfe Eisen hinterher drohten, unabwendbar.

Ich bin aus dem Haus getrieben, durch plumpe Menagerie- fäuste, durch meine zweifßockige Bestie aus dem weichen Bett in nacktes Wasser geworfen, aber die zweifßockige Bestie kann sich strecken, jetzt in beiden Betten, quer gelagert. Zum Schein bloß versteckt sie sich unter die Decke, aber immer mehr auf- schwellend wird sie das Zimmer ausfüllen, nicht genug daran, wird sie ihr Fleisch und Blut in die Türe stellen, und mich, den armen Cyrill, aussperren aus der Welt.

Wohl rollte er seine Zunge wie eine Blechröhre um den guten Schnaps, der nach guten Kinderjahren schmeckte, die Bitternis kam doch, jetzt schon, viel zu früh.

Ein betrunkenener Bettler tappte heran mit schweren Füßen, mit ganz platten Füßen, auf denen hätte einer stehen können,

aber daran dachte der Bettler gar nicht, sondern wollte vielmehr seine ins Ungeheure verbreiterten Füße auf Cyrills Schenkel legen, um dann durch ganz müheloses Rücken nach der Seite auch Cyrills Körper und sein armes Herz und seine müden Augen und seinen schweren Hals und seine abgearbeiteten Hände flach zu drücken, denn nichts anderes war der von Rot ganz hell lackierte, aus einem Loch triefende Schuh des Bettlers als die Badewanne, in Fannys Dienstubenzimmer stehend, unsichtbar in der Finsternis, die sich nachts auf die Reise machte. Alle Gewalt nützte nichts, mit schrecklicher Freundlichkeit, mit wie Schnaps süßlichem Grinsen trat der betrunkene Bettler immer wieder von frischem an, und drohte. Blechernes Brausen erklang wie unter der Erde. Der Bettler versank unter die Erde und doch schrie er ihm zu, leitete böse Drohungen durch den hohlen Laternenpfahl und schrie ohne Aufhören, wie Licht ohne Aufhören scheint.

Cyrill stand auf, tastete alles ab, die Augen vor Angst geschlossen, aber niemand war neben ihm und plötzlich erkannte er sich selbst.

Ein Bahnhof war in der Nähe, Züge rollten ein, Dampfwolken wälzten sich gegen ihn, nur durch die Zweige einer Platane, die neben der Bank stand, war er geschützt. War er geschützt, so durfte er weinen. Durfte er weinen, so war er noch da. Mit Liebe streichelte er den dicken Bauch der Flasche, sie war ja so gut, sie war so gut rot, nur der Kopf war durchsichtig, der Kopf der Flasche war wie Bernstein, aber der übrige Leib war rot. Nun erkannte er es klar, das war ja der arme Bruder, nun hatte er es, es war der einzige Bruder, der den Zylinderhut des jungen Theologen trug, o so blaß, so ohne Leben, aus-

gedürstet, am langen Kreuz verhungert, das übrige war rot, weil er geblutet hatte, um der heimtückischen Frau alles Geld zu geben. Das übrige war rot, weil er sich den roten Mefrwein abgespart hatte, um das elende kleine Kind zu füttern und wider Willen groß zu machen, bis es, der Mutter gleich, mit riesenhaftem bösem Leib die arme Welt in der Hand zerdrückte. Aber noch war es klein, noch stand die Badewanne in der Welt, dröhnend in der Nacht neben ihm, neben der Badewanne war das böse Kind gezeugt worden, dorthin mußte es auch zurück.

Er rief die anderen zu Zeugen an, den Bruder: Bruder Matthias, die Flasche: rote Flasche auf der Erde, halb grün, halb weiß, ganz ausgeleert, die Frau: Frau Fanny, er selbst: Cyrill, Cyrill zuerst, Cyrill allein, alle mußten her, alle mußten Zeugenschaft geben.

Er stand auf, fürchterliche Last klammerte sich an seine Brust, das war seine Frau, Frau Fanny, die sich über ihn wälzte. Wohl konnte er sie nicht fassen, denn in einen Knäuel gewunden, von der rauhen Bettdecke überall scheußlich umhaart, war sie nicht zu erkennen, und wenn er den Knäuel würgte, nur ihr Fußgelenk erwürgte er, oder des kleinen Kindes wütend zu Faustdicke angeschwollenen kleinen Finger, der ihn verhöhnte.

Plötzlich war alles vorüber: weiter winterlicher Plag, Wolken der Lokomotive, wie Milchglas ganz fein, die Schnapsbude geschlossen, der Bettler verschwunden, der Bruder gerettet, die Pflastersteine glänzten, die ausgeflossene Schnapsflasche hatte alles überströmt, es hatte also sehr geregnet, er hatte also sehr viel geweint, Cyrill hatte ja so guten Willen, wie hat Cyrill den Bruder gepflegt, als er krank war: „Cyrill, der einzige Bruder, mit bloßen Händen in der eiskalten Was-

ferleitung hat mir stundenlang den Reis gewaschen, als ich am Magen so sehr litt, er will es zwar, aber ich werde es doch nie vergessen, daß Cyrill meinerwegen gehungert hat, nicht ich, du bist der heilige Cyrill, den sie im Bette gekreuzigt haben, da du lang ausgestreckt liegst, während deine böse Frau sich quer über dich wälzt . . .“

Cyrill stieg über die Treppe hinauf und hinab, endlich hielt er vor seiner Tür, endlich sprach er im Zimmer mit der Frau, zahllos viel Worte, so viel Worte, wie sonst in einem ganzen Tag, in einem halben Jahr.

Die Frau lächelte ihn sehr demütig an. Er überfiel sie mit Liebkosungen, zeigte beide Hände, er wolle sie mit Watte füllen, auch das Petroleum solle sie nur ausgießen, wie und wo sie nur könne, er brachte das Weihwasserfösselchen, auch dahin, vielleicht auch in die Badewanne, auf einmal sei es zu viel, aber mit der Zeit? Er hätte sie ja noch für lange lieb, sie solle nur nicht weinen, wenn auch der Bruder ihrerwegen zugrunde gegangen wäre, aber das hätte ja jeder voraus gewußt, er wäre so schwach gewesen, ich weiß selbst nicht wie, wir sind doch beide Menschen. Ich weiß es nicht, warum bin ich ganz gestört, aber du und ich, weil wir eins sind.

Nein, nicht schlafen gehen.

Es ist ein Tag in der hohen Woche.

Eine Woche ist im goldenen Jahr.

Ein verrufenes Jahr ist im ganzen Leben. Du, er atmete auf, sein Gesicht war ganz verzückt, sein Gesicht, ganz fremd, so war es schön, „da muß es sein, wie es war, roter König vom Himmel, damals wie es war“.

Die Frau glaubte, er würde umsinken, aber er keuchte sich

nur höher auf, umschlang sie; von Grauen gepackt, gegen ihren Willen, nahm ihn die Frau in sich auf.

Am nächsten Tage erwachte er, wußte nichts von dieser Nacht. In dieser Nacht wurde Glawa gezeugt.

III

Während der Kinderjahre der zweiten Tochter, des guten Kindes, lebte der Vater auf. Mit diesem Kind zusammen zu sein, tat ihm wohl. Entzückung waren ihm Glawas schmale Augensicheln. Sie war so zart, wie eine Linie gezogen, wie eine dunkle Alder im hellen Holz. Die Haare wuchsen dicht auf dem Köpfchen, oft schwißte das Kind, dann rollten sie sich zu vielen dunklen Locken, die wie aus Horn gedreht waren.

Was sie tat, erfüllte ihn mit viel Glück.

Er dankte ihr, er liebte sie, denn in seinen Augen war sie wie er.

Daß er dem jüngeren Kinde alles gönnte, machte die Mutter böse. War Cyrill böse, warum dann nicht gegen alle? Oft trat er zutraulich zu ihr, sie stieß ihn zurück, nachts kam sie auf den Gedanken, sich die Hände absichtlich mit Petroleum einzublen, sie tat es nicht, aber sie fühlte, daß auch sie selbst bösen Hauch von ihm angenommen hatte, und fürchtete sehr, sie müßte später Glawa hassen.

Wieder in den Dienst zu gehen, daran dachte sie lange nicht mehr; wohl war sie dort gut aufgehoben, selbst bei der streng-

sten Hausfrau hatte sie ihren Anspruch auf Bett, Speise, Abendlampe, in kurzer Nacht sehr tiefe Ruhe. Aber auch bei ihren Kindern ließ man sie leben, und wenn ihr doch noch etwas die Brust mit Sorgen bedrückte, so konnte sie sich in die Kirche retten; oft lag sie da, den schweren Kopf auf den Steinfußboden der Kirche geneigt, die getürmte Last des Körpers zusammensinkend auf dumpfschmerzenden Knien, atemlos, mit geballten Gedanken, in hitziger Arbeit stumm, stumm wie einst, da sie Nachmittage auf den Knien verbrachte, eine große Wohnung mit schwerer Bürste zu reinigen. Wie als junges Mädchen weinte sie oft, die Kinder sagten neugierig: „Mutter, was singst du?“ Ihr Weinen klang zwitschernd, ihre Stimme war tief und gurgelte heiser.

Selig war oft der Vater mit Slawa zusammen. Wie gern nahm er sie zu seiner Tapeziererarbeit mit, in neue Räume; abendlich glossten in den Winkeln vergitterte Koksöfen mattrot, hier war er mehr zu Hause, als zu Hause; auf seiner Leiter stehend, war er ins Riesenhafte vergrößert, und wenn ihm Slawa mit dünnen Armen wie am Ende von Zweigen Zeitungen entgegenreichte zu seiner Arbeit, entschwand er ihr in die Höhe. In seinem Munde fühlte er wie etwas Festes, wie eine verhärtete Knospe den Geschmack vieler Küsse, lautlos kam er herab, und, mit dem rechten Arm unter ihren Kniekehlen, hob er sie, eine weißwehende Hülle um etwas Unsagbares, Herzklopfendes, Atembestürzendes über sich, damit sie auf der Leiter reiten konnte, und er schloß die Augen vor der Wölbung ihrer Knie, die rot angeleuchtet von dem Koksöfen schimmerten im nächtlichen Haus.

Ohne Worte lebten Slawa und Cyrill nebeneinander viele

Jahre. Jedes Jahr, glaubte er, würde er jünger, würde er ähnlicher einem Cyrill, der die ganze Zeit hindurch gewandert war, jenseits von Fanny groß und Fanny klein, nahe jedoch dem Bruder, dem heiligen, dem armen, dem schwebenden außerhalb der Stadt. Das böse Knirschen gab es nicht mehr. Denn mit Freude hatte er es gesehen, wie Glawas, der geliebten, winzige Kinderschuhe in gefrorene Wasserlachen traten, in Verzückung hatte er sich vor sie gekniet, um in seinen Händen die von Kälte beschlagenen Füßchen zu wärmen. Jedes Jahr freute er sich darauf, den ganzen Herbst. Einmal hatte ihn ihr Fuß aus Versehen getreten, als er ihn aber nochmals ergriff und mit seinen ganzen Augen ganz an ihren Augen hing, den sichelförmigen, da stieß sie ihn, nun nicht mehr aus Versehen, mit ganzer Gewalt auf die Brust, ihr Fuß entschlüpfte schlangengleich aus seiner Hand, etwas entschwebte, das nie wieder kam. Er strafte sie, seitdem wich sie ihm aus, er bot ihr Spielzeug, brachte ihr viele Blumen, sprach sie an und bat. Sie nahm nichts aus seiner Hand, er mußte alles auf einen Stuhl legen, von dort holte sie es sich lautlos spät nachts, wenn er im Einschlafen war.

Noch schwebte sie in der Mitte, noch schien sie ihm erreichbar, eine nahe Wiederkehr des wandernden Cyrill, ein glückliches Anstreifen des „zweiten“ Cyrill an ihn, des Bruders Kirchengengeruch, den er immer noch wußte.

Am Morgen nach den im Schlafe fortgewehten Blumen aber fühlte er, der Bruder war vorbei, er selbst war vorbei für den Bruder, der Heilige hatte ihn ausgeschüttet wie ein Waschbecken mit gebrauchtem Wasser, mit grauem Wasser, und seine eigenen Schläfen waren grau wie Sand.

IV

Die Frau war immer noch schön, sie war wie ein Haus, ganz aus unzerstörbarem Stein, aber sie fühlte sich jetzt schwer, oft nahm sie den Mann, mit zwei Händen umspannte sie ganz den weichen Raum zwischen seiner verengten Brust und den mageren Hüften, die ihr ganz verdorrt schienen, sie nahm ihn an sich, da Beklemmungen, drohende Ahnungen in ihr waren. Als sich der Mann von ihr löste, löste sich nichts in ihr. Den Nachbarnfrauen klagte sie, aber niemand verstand sie recht, sie glaubte, man lache heimlich über ihren Rücken.

Das ältere Kind war ihr Einziges, der Liebling, das warme Herz. Und während Glawa in einem dunklen Winkel um sich selbst kreisend hell wehte, und hohes Lachen mühelos aus ihr brach, Lachen im Triller ohne Ende, drückte sich die Mutter mit dem älteren Kinde zusammen in den Rahmen des geöffneten Fensters. Damit niemand es höre, weinte sie das Kind an in dem engen Raum, dem erhigten Fensterraum hinter den herabgelassenen Rolläden. Ihre Hände zu verstecken, ihr Gesicht zu baden in den langen Locken der Tochter, nie erfüllter Traum,

da während schwerer Erkrankung der böse Arzt und der böhere Vater dem Kind die Hände gehalten hatten, während sie selbst, die böseste Mutter, das reiche Haar dem wehrlosen Kind fortgeschnitten hatte.

Wohl war nun des armen Kindes sehr großer Kopf nur knollig bewachsen mit Büscheln sandgrauen Haares, aber noch konnte sich alles wenden, alles glücklich gerettet werden. Sie selbst war ja schon gerettet, da es ihr gegeben war, von Gott das geliebte Kind auf die Welt zu bringen, empfangen war es in einer heiligen Minute, an einem herrlichen Sonntag. Der böse Mann war nur durch besondere Gnade, durch außerlesenen Befehl zu ihr getreten, sonst aber kam er aus seiner Verfluchung nicht heraus. Es war nur Schein, daß er fleißig sich durch Arbeit abrackerte von früh bis abends, nur Schein, daß er, dem sonst der kleinste unschuldigste Tropfen die Verfluchung herauslockte aus seiner zu Tod verurteilten Seele, nun alle Arten von Schnaps, und die stärksten Grade des schmutzigen Fusels in sich hineinschlingen konnte, ohne zu wanken. Erzählte man sich nicht, daß der scheinheilige süße Erdbeerlikör aus menschlichem Unrat hergestellt sei? Den hatte der Meister, so nannte sie mit giftiger Zunge ihren Mann seit ihr selbst nicht mehr absehbarer Zeit, mit französischem Kognak vermischt und die fuchsrot schimmernde „Abortlauge“ in einem Zuge vor ihren Augen ausgetrunken, ihr zum Hohn, den armen Kindern zum Verderben, da die Flasche, aus der er trank, eine Glasgestalt eines fetten Mannes mit über dem Geschlecht gekreuzten Händen, doch nur aus der Fabrik des Teufels sein konnte, der tausend solcher Cyrills, hunderttausend solcher Meister auf einmal in der Arbeit hatte und sie durch Millionen solcher Flaschen verführte.

Während sie mit dem Atemstoß einer tieffseufzenden Brust die Kolläden vor sich bewegte, und heißer Hauch von den Brettchen der Kolläden auf sie zurückspiegelte, erkannte sie plötzlich mit eisigem Schauer das Erkennen, sank völlig in die Knie, und sie, die ungeheure Frau, erreichte an Höhe nur ihr Kind, neben dem sie wie hingeschüttet lehnte.

Der Meister hatte das arme Kind nach der Krankheit nochmals mit Gewalt in die neue Krankheit wie unter Wasser getaucht. Sah sie nicht, wie er mit viereckig gespitztem Munde das Thermometer anblies, das sie aus der armen Fanny Achselhöhle genommen hatte, und das sofort die höchste Fieberhöhe zeigte, für die auf dem Thermometer überhaupt noch Platz war?

Als sie mit eiskalter Schere dem armen Liebling die Haare geschnitten, waren nicht von selbst die gesegneten Haare in den dunkelsten Winkel des Zimmers zusammengeflohen, war sie selbst mit ihrer bösen Schere nicht nur mit größter Mühe den armen, überall wild umherzuckenden Augen des Kindes entgangen?

Nur des Meisters böser Wille zwang sie, auch gegen Glawa böse zu sein. Deshalb wich nie der Schmerz von ihrer schweren linken Brust, mit der sie das jüngere Kind gesäugt hatte, o schon damals, gleich nach der Geburt hatte sie dem armen Wurm nur die unfruchtbare linke Brust dargeboten, vielleicht in der Hoffnung, an dieser Brust, an diesem verdorrten Stein würde auch das Kind verdorren, das Kind, das nicht Fanny hieß.

Ihre Brust schmerzte, und nun erkannte sie es ganz glühend, es war die linke Brust, die an des Meisters Seite gelegen war

Nacht für Nacht. An der rechten Seite war Segen, da war die Sonne, links war der giftige Mond. Lange hatte Fanny im kleinen Gitterbette an ihrer rechten Seite Schlaf geträumt, immer noch mußte sie zu ihrer rechten Seite ruhen, und da sie für das Gitterbettchen zu groß war, hatte sie nun der Mutter Bett, während die Mutter auf dem kalten Steinfußboden schlief.

Oft legte in schlaflosen Nächten die Mutter die linke Hand unter des Kindes Bett hin, faßte die Gurten in die Faust, riß mit dem Fingernagel an den Sprungfedern, alles sehr leise, das war sehr gut. Mochte das Kind manchmal grüne Gesichtsfarbe haben, schwammige Lippen, ganz ohne Kraft zum Küssen, schmierig wie gekochter Reis, sie hielt doch ihre Hand, tief und völlig alles aufsaugend in ihrer Liebe unter des Kindes Leib, wenn es schlief, schützte es vor des Meisters bösem Hauch, in dessen Nähe nur Glawa leben konnte.

Sie wußte wohl, auch dieses Kind mußte dem Meister abgenommen werden, es mußte auf der andern Seite des Kinderbettes auf der Erde schlafen, sie mußte gerecht sein gegen beide Kinder, beiden immer das gleiche schenken, denn beide mußten weiter leben über ihren Tod.

Das Kind regte sich neben ihr. Beide standen auf und bis abends sechs Uhr fühlte sie, ganz hingenommen von der Mühe ihrer schweren Arbeit, keinen Schmerz mehr in ihrer Brust.

≈ V ≈

Als es dämmerte, legte die Frau den Fußboden mit alten Fegen aus, öffnete das Ofenrohr und holte eine Handvoll Ruß als Arznei für ihre wundte Brust heraus, wie es eine Nachbarin ihr geraten hatte. Wie einst, kauerte sie ihren ungeheuren Körper in ein verschlungenes Bündel und verbarg sich in der Ecke. Erhitzte Luft stand wie eine Mauer in der Stube. Das war gute Arznei, da war Gott nahe, vielleicht kam er ganz über sie wie in der Kirche manchmal, wochentags, abends, wenn der Messner schon umherging und mit den Schlüsseln drohte. Da in der letzten Minute, als sie sich erhoben hatte, aber noch nicht stand, im letzten Augenblick, als sie stand, aber noch nicht ging, da fühlte sie Unbeschreibliches, eine herrliche Hand im Herzen, Gott. Jetzt hielt sie den Atem an, aber nur aus Schmerz, jetzt sagte sie: „O Gott!“ Aber das war nicht das richtige „O Gott“, sie riß sich auf vom Winkel, und drehte mit verzweifelt gekrümmtem Fuß — denn selbst in den Fuß, den armen, den unschuldigen, hatte wie ein Blitz ein böser Flammenbrand geschlagen — drehend schleuderte sie die Fegen in ihrer

Nähe fort, dann aber wirbelte sie das Lumpenlager ganz und gar mit hohen Sprüngen durch die dämmerige Küche, die menschenleere. Sie sprach, sie heulte umher, Schrecken vor sich selbst. Das Gebetbuch der Tochter, heraus aus dem Kasten, das gute goldene Buch, gebunden in Elfenbein, mit Gold beslagen, o so kühl, so weich an ihrer harten Brust, und jedes Blatt so weiß, so offen für sie, so wartend auf sie, mitten auf ihre schwarze Brust, die trockenen Blätter mit Duft von vieler Kirche auf ihren kalten schwarzen Schweiß.

Die ersten zwei Blätter: sie hatte viel schon gelitten, sich viel geplagt, böser Dienst war die Ehe, vier Paar Schuhe hatte sie täglich mit ihrer ausgedörrten Zunge bespien, damit sie glänzten, war das nicht jedesmal wie eine Träne, hundertmal im Monat, tausendmal im Jahr? Der Staub, mühsam herausgebürstet mit der Reißbürste, wie trockene Hagelkörner ihr die arme Brust zerfegend, war das nicht jedesmal eine weite Prozeßion, tausendmal im Jahr, dreißigtausend in der Zeit?

Das dritte Blatt: allen das Böse verzeihen.

Das nächste Blatt: dem Mann alles verzeihen. Er war bei „allen“ nicht dabei.

Sie ging in sein Zimmer, dort war alles noch von ihm und seinem bösen Geist verräuchert, aber auch hier mußte Kirche sein. Als Diensthote war sie oft auf den Boden gestiegen, um dort zu beten, um durch das Bodensfenster in der schwarzen Nacht den lieben Gott anzusehen.

Das letzte Blatt: sie gab sich ganz in Gottes Gnade, ohne Wort.

In des Mannes Bett legte sie sich und schlief.

Abends weckte sie der Meister. Schmerzloser Schlaf, Er-

wachen mitten in ein Gitter von Schmerzen der Hölle. Hohe Rissen vor der Brust, hohe Rissen hinter ihr, alles schwarz von Ruß, alles naß, mit Schweiß getränkt.

„Aufstehen!“ Er wollte sie wachrütteln, faßte die rechte Hand, die Hand bloß wollte er nehmen, der ganze Mensch rührte sich, ein gefälltter Baum, ein großes Stück Stein, die Augen offen und böse, fürchterlich.

Rechts und links fielen Rissen von ihr nieder, ein gelbes Elfenbeinbuch war eingepreßt in ihren schwarzgefärbten starken Leib, stürzte heraus und eine niedrige Grube glimmerte matt.

„Das hilft dir nicht!“

Sie packte ihn bei den Händen, plötzlich übertürmte sie ihn gewaltig, Ströme von feuchter Blut flossen zwischen ihm und ihr, noch größer wurde sie, als sie ihn freiließ, und nur, wie zum Hohn, ihn unter den Schultern angriff, aber auch so entran er ihr nicht.

„Du bist verrufen, Cyrill, was dir kommt, kommt dir zum Fluch!

Fanny ist dir gekommen, die Augen hast du offen gehabt, du hast sie wollen ertränken, zerstampfen und für Geld verkaufen und umtauschen für deinen höllischen Kausch!

Du bist verrufen, die Slawa ist dir gekommen, da warst du schon im Teufel und der Teufel war in dir. Ihre schönen Haare, und das viele auf der Brust, das ihr jetzt schon kommt, mit fünfzehn Jahren schon hat sie es, und unter den Schultern ist sie schon schwarz wie ein Mann, und ihre Zähne sind wie Steine und ihr Haar geht nicht mit dem Staubkamm und bleibt nichts drinnen und bei Fanny muß man mit allen fünf Fingern kämmen, so zart, und bleibt mir doch die Faust voller

Haare, und unter den Schultern ist die Fanny ganz blau von den großen Adern und dem schwarzen Blut, und auf der Brust ist sie wie eine Krepierete, hohl, wie wenn zwei Löcher an ihr wären, wie wenn du sie mit deinem giftigen Hauch gebracht hättest um alles an der Brust. Deine Clara hat meiner Fanny alle Brust genommen, und hatten doch beide von mir, was eine Frau haben muß, aber alles ist nur Schein, du wirfst nicht Freude an ihr haben.

Stehe nur auf, knie nicht vor mir, rühre dich fort, wasche dich ab von mir, achtzehn Jahre habe ich geschwiegen. Einmal bin ich auf den Knien vor dich hingetrochen, aber aus Liebe nicht, aus Angst. Du weißt es selbst, du bist verflucht! Das weißt du selbst, daß du den ganzen Lohn noch nicht dahin hast. Du mußt dich noch vergreifen, aber lieber will ich es sein. Einmal hast du dich vergriffen, deshalb bin ich gepeinigt zur ganzen Lebenszeit, aber die armen Kinder sind meine armen Kinder. Du bist vielleicht nicht bei Verstand, der Böse haut dich nur so vor sich hin, wie einen Dreschflegel haut er dich her vor sich, da sieh her, ich habe mich nicht zu schämen, ich bin deine angetraute Frau vor Gott und vor ihm, vor dem Bösen auch, ich habe gefehlt, ich habe Sünde begangen, siehst du hier die Brust, die hat geschlagen, deshalb wird sie geschlagen, die hast du angehaucht, als du noch neben mir gelegen hast, aber das war der Böse, der hat mich getroffen mit dir."

Ihre Stimme wurde milder, sie beugte sich vor gegen ihn, er wich zurück, höhnisches Lachen knirschte er durch dichtgeschlossenen Mund, sie schwankte ihm nach und, ihre Hände aufstützend auf seine entschwindenden Schatten, sank sie auf die Knie, nur mit ihrem Blick hielt sie ihn, der, eine dürre Hand-

werkergestalt mit dem Sonntagshut in den gespreizten Fingern, sich an den Türrahmen drückte.

„Ich bin stark und werde mich noch retten, du aber, du Stiller, der kein Wort redet, du aber, den Gott bis jetzt verschont hat, du bist im vorhinein mit Feuer verbrannt, du wirst ihr nicht entinnen, der mit der mannbaren Brust, die schon jetzt spritzt, und sie wird dir nicht entgehen, deshalb bist du verflucht!“

Bittere Galle füllte sich in ihren Mund, und wenn sie die Flüssigkeit ausfließen ließ auf die kniend gebeugten Schenkel wie kaltes Eis, so füllte sich ihr Mund mit neuer Hölle, denn die herrliche Hand der nächtlichen Kirche, die wilde Hand der höllischen Schmerzensglut stand mitten in ihrem Herzen mit fürchterlich kantigen Knöcheln, wie ein gefangenes Tier wühlte in ihr der Schmerz.

Der Mann war entwichen, sie öffnete die Tür mit ausgestrecktem Arm, wie vor einem fremden Menschen; durch die dunkle Küche lief sie, faßte in jede Hand einen von den schmutzigen Fegen, rieb auf dem kurzen Wege zum Vorplatz die Brust mit Speichel und Tränen vom Ruße frei.

Durchs Fenster im Treppenhaus lugte sie, doch unten im Hofe, wie in einem Gitter von Paradies, saß ihr Mann mit dem Hausbesorger, zündete einen roten Lampion an, den legten in einem ganzen Kranz.

Zurück ins Treppenhaus; Schmerzenswenig Platz war zwischen dem Treppengeländer, doch beugte sie sich hinüber, ihr schwerer Körper, auch jetzt ihr zur Last, wollte nicht abstoßen von der Erde.

Um wie im Tanze zu springen, machte sie sich Musik vor,

schon schwebte sie über, schon glaubte sie dem Ende zuzugleiten, schon mit ungeheuer geöffneter Mund alle Kellerluft von unten her aufzusaugen, und selbst Keller zu werden, aber böse Gewalt, des bösen Mannes fürchterlicher Antwortfluch packte sie im Kreuz und zog sie zurück, schon schwebte sie nicht mehr, sondern starrte, schon starrte sie nicht mehr, sondern stand ungerettet dem armen Liebling gegenüber.

Die letzte Verzweiflung, das vollständig Unrettbare war ihr ein Trost und sie lächelte, als sie mit Fanny zurückging in die Küche, wo sie gemeinsam die Fegen auffammelten und die Küche von Grund aus wuschen.

VI

Der Arzt im Hospital fühlte nur leicht zu ihr hin, dann sagte er: „Sie bleibt hier.“ Die Krankenschwester stand hinter der Frau und sagte ihr ins Ohr: „Unser Herr läßt keinen leiden!“ Aber mit ganz anderem Gesicht, drohend in ihrer saugenden Nähe, drängte sie sich dann an die Frau heran und verlangte die Kleider der Frau, die sie aufbewahren wollte; bis ins innerste Blut schämte sich die Mutter vor der geliebten Tochter sich zu entkleiden, und doch, ihr den Kopf wegzumenden von sich, das gnädige Bild des geliebten Menschen auch auf einen Augenblick nur zu verfinstern, konnte sie sich nicht entschließen. Lange hielt sie ihr Hemd schwebend in der Hand, bevor sie es der Tochter übergab, damit nicht vielleicht durch die Ansteckung des Hemdes der böse Fluch höllischer Schmerzen sich über das Kind ergieße. Und als sie, der riesige Mensch, ganz nackt sich reckte in dem Winkel der kleinen Stube, rieselte an ihr, ein beklemmendes Glück, Kindheit herab, in Betäubung versank sie, ewig des Kindes Nähe in beseligtem Gefühl; selbst ein Kind, grabend und feierend auf heimatlichen Feldern;

in heimatlichem Herbsteswind, der ihre Brust von unten her umfühlte.

Die Unrettbare ließen Ärzte nie mehr zurückkehren zu sich selbst, in Schmerzlosigkeit dämmerte sie lange, aber sie weinte doch.

Hörte sie die anderen Insassen des großen Saales nebenan in vollstimmigem Chöre den guten Arzt am Morgen begrüßen, so konnte sie nicht mitrufen, schon bei Lebzeiten wurde ihre Stimme ein dünner Span, von einem großen Holzfloß eine dünne Faser nur.

Zum Essen ließ man sie aufwachen, sie sah so herrliche Speisen, schwere Suppen mit eingekochten Herrenpilzen, aber sie sah die Speisen nur, befühlte nur das Brot, in ihrem Munde wurde alles Erde, und Erde mußte sie beißen; und wenn sie das Fleisch, das schon von der Schwester fein gekocht war, in ihrer schwachen Wut auf die Schwester schleuderte, zerbröckelte es an dem weißen Mantel ohne Spuren hinab, wie Erde an weißsteinerne Mauer, und sie erkannte, daß sie jetzt verloren war.

In ihrer Benommenheit dachte sie, das geliebte Kind sei immer noch bei ihr, jemand bückte sich neben ihrem Bett, jemand fuhr mit der Hand unter ihr Kreuz, vielleicht war es Fanny, die gleiche Liebe an ihr vergalt. Aber als sie mit nun hochgeschwollenen Händen dem Mädchen unter die weißgestärkte zartgekrauste Haube tastete, da waren es zwar immer noch Fannys kurzgeschnittene Locken, aber sie wuchsen nicht mehr in Büscheln, und selbst jetzt erkannte sie, daß sie allein geblieben war.

Der Mann trat zu ihr, sie merkte es in der Nacht, er schob sich durch den Vorfaal durch, sie sah seine blauen Augen, wenn

auch nur mit Mühe in dem ganz blau gewordenen Gesicht, sie merkte, daß er es erst bei allen anderen Weibern versuchte, über jede sich hinwälzte und sehr schnell wieder von jeder sich erhob und dabei, daran erkannte sie ihn ganz sicher, eine riesige Menge höhnischen Speichels hinter seinen Lippen gurgelte, bis er zu ihr kam, aber auch sie verließ er, und wie er sich von ihr abhob, blieb er mit dem Fuße hängen an dem Loch in ihrer Brust. Sein ungestilltes Geschlecht vor den entsetzten Augen, mußte sie sehen, wie er der geliebten Tochter mit bösem Willen entgegenstrebte.

Aber die Tochter erhob sich über die Gestalten beider Eltern, es war ein unendliches Gefühl für die Mutter, der Tochter Fußsohle, weich wie eine Krume frischgebackenen Brotes auf ihrem Scheitel zu fühlen und die herabgekrümmten Zehen auf ihren Augenbrauen, während die Nägel, für sich belebt, wie kleine Engel ein jeder, mit langsamem Wachsen, wie eine Blume wächst, sich verfangen in ihre Augenwimpern und sie niederdrückten zu tiefem Schlaf, während sie in immer mehr lassender Schwere, an immer mehr sich füllendem Himmel erkannte, daß der Tochter ganze Gestalt nun auf ihr, einem lebendigen Altare, throne in Unschuld.

Am nächsten Morgen kam Glawa. Als sie die Mutter in fürchterlicher Vernichtung vor sich sah, heulte sie auf und grauenhaft zerriß ihr Schrei die Stille der leise atmenden Kranken.

Blauviolette Blüten von Kartoffelstauden zu pflücken ging die Mutter auf heimatlichen Feldern im Spätabendwind in immer mehr sich weitenden Kreisen, und die Blumen sammelten sich zu ungeheurer Zahl.

Von ferne her gerufen ging sie in immer engeren Windungen wieder zurück den Weg in Fröhnmorgenstille; eine Blüte nach der anderen entschwand ihr, aber mit den letzten, die aufgeblüht waren zu gewaltigen Blumen, konnte sie ihr Kind krönen und die erwachenden Augen ihm schützen vor der grellen Sonne.

Zweiter Teil



Die ältere Tochter wanderte schon drei Tage nach dem Begräbnis der Mutter zu den barmherzigen Schwestern ins Kloster. Allein blieben Glawa und der Mann. Unbegreiflich war ihm, wie alles in ihm wuchs. Erst dachte er, das schwarze Gewand, das neugekaufte, zwänge ihn so zusammen, treibe alles Blut, die ganze gute Natur nach innen; aber auch nachts, wenn es abgelegt war, auch im Werktagskittel, fühlte er sich schwerer an Gewicht und weiter im Raum, im innersten Lebensstrom heißer, wie wenn er gestiegen wäre über sich selbst, seitdem die riesenhafte Frau ihn nicht mehr überragte.

Es sollte die Tochter nicht mehr im gleichen Zimmer schlafen. Er gab ihr den Raum, wo Fanny geruht hatte und ihr zu Füßen die Mutter. Auch er hatte vorsorgende Güte, deshalb wollte er vor allem erst jedes Pünktchen Ruß von den Dielen entfernen, neu die Wände mit den feinsten Seidentapeten tapezieren, damit endlich der Totenrauch der früheren Zeit vergehe. Er wollte jeden Tag diese gute Arbeit schaffen, bis dahin nur mußte das gute Kind bei ihm, dem guten Vater, verweilen.

In der dritten Nacht erwachte er von sehr heftiger Angst; daß das Kind, daß das arme gute Kind in der heißen Sommersglut sich aufgedeckt hatte, daß das arme schöne Kind nackt gleißen mußte in der schweren bleiigen Nacht? Wie hatte er das federleichte Rascheln bemerkt?

Schwerer Geruch wie Erde nach Gewitterregen, wie der Kohlendampf auch, der rings um die Kofsgitter glimmerte. Die Hände beide über sie decken, sie schützen vor dem Nachregen, der stundenlang schon, das merkte er jetzt, wie immer mehr und mehr kochendes Wasser aus dem offenen Fenster herüberprasselte, über die schlafende Slawa hin, die steinern schlafende, die nicht sah, daß er sie sah. Sie schlief so fest nach den vielen Tränen der letzten Zeit, daß er nahe an sie heranschleichen konnte. Aber auch aufstampfen konnte er und sie merkte es nicht. Einen Fuß mit der Ferse auf das gefederte Sofa legen, ihn aufpressen in dem Raum zwischen dem Leintuch und dem Lederpolster, unheimliche Seligkeit, jetzt den lauen Untergrund niederzudrücken, niederzudrücken das lebende Grab, das sie zu herrlicher Wärme erwärmte. Wie er die Federn des Divans nachließ, wie ganz lebendig kam ihm ihr sichelförmiges Auge entgegen. Flach hielt er seine Hand ihr unter die Augengruben, damit sie alles verdeckten, nur ihre reinen Augen durfte er sehen.

Wie ein Stein schlief sie, und in wild überquellender Erinnerung erstand zum zweitenmal die Mutter, die er am letzten Tag nur an der Hand gepackt hatte, aber wie ein Stück Stein, wie ein Block Holz war sie gefolgt, die bei lebendigem Leib schon erstarrte.

Er aber und Slawa, das einzige Kind, waren am anderen

Ufer, freuten sich beide auf „die umgekehrte Zeit“. Unüberwindbar strebte die unzerstörbare Natur in ihm, jünger zu werden mit jedem Tag und entgegenzuwandern der ins sommerliche Alter aufblühenden Tochter. Schon öffnete sie sich, die es in heißer Sommernacht nicht mehr hielt, und wenn sie schon selbst zu schlafen schien, nur scheinbar lastete sie wie eine tote in der Grube der alten Sofapolster, in Wirklichkeit aber war sie schon ganz in ihm, ganz war er in ihr.

Er liebte, das war gut.

Beugte er die abwehrend auseinandergefalteten Hände über ihres Hüftknochens hornförmige Biegung, so schlug es ihn schon aus der Ferne zurück, mit grauenhaftem Schmerz, mit segensreichem Schmerz, mit gottesgnädigem Schmerz, da Higesströme dem weißen Fleisch entquollen, auf drei Meter Entfernung, mitten in der Nacht, dem schweren Regen zum Troß, der, erkaltend zum Morgen, durch das offene Fenster herprasselte.

Noch versuchte es ihn, das geliebte Mädchen nur vor Erkältung zu schützen, sich zum bloßen Schein, aber jedem Gutedenkenden durchaus verzeihlich, ja sogar großen Lobes wert, sich über sie zu werfen und dann, als ein guter Mann und ein nie zu verführender Vater, ja, als ein zu jeder Unzucht leider völlig unfähiger Greis der Versuchung standzuhalten, aber das Wort der Mutter, das ihm keine Freude verhieß, aber die Gestalt der Mutter, die alles schon wußte, machte ihn völlig starr.

Damit in seiner Gattin totem Munde die Vorherfagung sich in plumpe Lüge verwandle, wenn schon jenes unselige, „ich bin doch in der Hoffnung“ vor soviel Jahren ihn ins Unglück

gestürzt hatte, ermannte er sich zu guter Rede, zu kluger Ausrede, aber das konnte er nicht. Ohne Worte, mit wüthendem Gebell, das wie ganz dickes Metall grell paukte, weckte er Slawa, rettete sie in höchster Wuth, in zerfleischendem Zorn, mit roher Gewalt stieß er die von dem Gebell hell Aufschreiende, völlig Schlaftrunkene in die Küche, die von der Mutter mit Ruß getränkt und Fluch verpestet war.

Nur einen Augenblick ließ er sie dort allein, und schon saugte sie ihn immer stärker zu ihr, ihm war zum Lachen, ganz in gutem Rausch war er jetzt, mitten am Wege zur umgekehrten Zeit! Laut schrie er guten Gesang zum offenen Fenster hinaus in die Dämmerung lange Zeit.

Völlig in Sicherheit, wie nach vollbrachter That, warf er das Federbett der Tochter sich über die Arme, trug in den leichten Kissen Slawas beseligende Last.

Wie Zweige streiften die Zipfel seine Knie, so schleuderte er alles der Tochter hin, die verführte, genossene, geliebte warf er hin zu Füßen der unberührten.

Slawas Worte, so eifiger Klang, machten ihn schauern, das war nicht sie, sondern seine kalte Frau, trotz aller Edele seine ewige Frau.

Holde Jugendgestalt, die Arme über der Brust verschränkt, der Zeigefinger Spitze auf den Spitzen der Brüste, damit wenigstens etwas verborgen war in der letzten Entblößung.

O holde Jugendgestalt, wie der Ring am Finger, glatt geschlossen, am Finger auf und ab, ganz weich.

Slawa schlief ein und wußte nichts.

„Sich selbst zur Buße“ verließ er sein eigenes Bett und legte sich, nun ganz bloß und klein wie ein mageres Kind, auf

Slawas verlassene Lagerstatt, Slawas Bruder gleich, dem
niegeborenen. So wärmte er sich an ihrer Wärme, die sehr
schnell verging.

II

Cyrrill träumte nun wachend, die Geliebte (namenlos jetzt, und weder Tochter noch Frau) gehe wartend auf und ab vor den Fenstern, nicht in der Küche, nicht in der vergangenen, abgebrannten Zeit, sondern weit außen im Regen, in der umgekehrten Zeit, und das erst war seine wahre Jugend, da kam erst seine echte Manneskraft.

Straßenbahnen glitten zwischen ihm und der nun schon deutlich sichtbaren, aber nichts Bekanntem ähnelnden Gestalt hin und wieder, in ewigem geschlossenem Zuge, aber ihm zum Trost, ihm zum Feiertag, mit karfunkelroten Fahnen behangen, und innen mit karfunkelroter Tapete verkleidet. Eine solche Fahne bauchte sich hin und her schwingend zu einer Schaukel, und ohne daß ihn etwas streifte, wurde er in den Falten des wundervollen, gepreßten Stoffes aus seiner Einsamkeit in das Innere der Wagen getragen, dort wartete die Geliebte, — ganz Gesicht und dann nur ganz Auge — auf ihn. Er aber, immer noch in der Formung der schwingenden Reise, seine Knie an seinem Munde, das Geschlecht ganz in der Tiefe und uner-

kennbar, mit dem strengen Verbot, sich zu rühren, aber doch ganz seinem Willen gemäß geführt, näherte sich der flachen Sichel dieser Augen, um sie in „neuer Manier“ wie ein Engel zu lieben, um von diesen Augen verzehrt zu werden ohne Zähne, ohne Bisse, ohne Zunge, ohne Schlund, nicht wie ein Mann, sondern wie eine nackte, geschälte Frucht einzufließen in sie als reine Süßigkeit.

Noch dachte er daran, die sehr Geliebte freizugeben, sie irgendwo, fern von dem Totenrauch, aber auch fern von der fürchterlichen Versuchung der allzu lockend quellenden Hüften anzusiedeln, beim geliebten Bruder sie in völliger Keinheit einzubetten, sie blau zu kleiden, da der Geistliche ihm in dieser Stunde in blauer Verbrämung von den Fingernägeln bis zu dem fahlen mildbeleuchteten Scheitel erschien.

Er selbst wollte, eben mit Hilfe der ihm geschenkten Frist, im ganzen Reichtum der umgekehrten Zeit in eine große Stadt wandern, neue Arbeit beginnen, eine „neue Flamme“ besitzen, damit die neue Liebe nichts von dem schmutzigen Blut der alten Fanny hätte.

Aber schon am nächsten Morgen, als er von Glawa die schweren und sehr langen Rollen der neuen Tapete heraufgereicht haben wollte, erblickte er in ihnen das schweinische Zeugnis der teuflischen Unzucht, die sich nach dem Fluche der eisern hassenden Frau über die rußbeschmierten Wände ziehen sollten, ohne daß Besserung möglich war. Die Mutter war über ihm, ausstrahlend böse Gewalt, als Cyrill von hoher Tapeziererleiter herab dicht verengt, in jungfräulich kleinen Kreis gebannt, der Tochter ganze Gestalt erblickte.

„Keine Angst, keine Angst!“ flüsterte er in sie hinein. Aber

als er sich zu ihr beugte, fielen seine eigenen Haare, silbergrau geworden, ihm über die Augen, der fürchterliche Geruch seines ergreifenden Leibes durchdrang ihn und sichere Angst vor baldigem Tod.

Nochmals stieg er die Sprossen empor, schwankte rittlings auf seiner Leiter wüst in die Irre umher, so daß Slawa fliehen mußte, ihr hold gerötetes Gesicht entblühte dem schwarzgekräuselten Flor, hold geröteter Schoß entblühte schwarzer Dunkelheit.

Daß alles über Cyrill stürzen sollte, daß er wie ein Hammer niederkrachen sollte, das war seine ganze Glut, deshalb wanderte er, der plötzlich Gealterte, in jugendlich weiten Schritten auf den ohnmächtigen Stelzen immer wilder umher, und, indem er ganz leise saufenden Pfiff ausstieß, drehte er sich und die Leiter in rasendem Wirbel um sich selbst, atemlos; alles ringsum durch immer gefährlicheren Schwung zusammenhaltend, hungerte er, daß das Letzte sich erfülle und sei es im Tod. Er stürzte. Aber nur Schmerzen gab es, da die Tochter die Hand zum Schutze emporgereckt, der Vater wider Willen in das weiche Fleisch unter dem Kinn traf.

Ihr Weinen, ihr Bitten hörte er nicht. Es war eine fremde Stimme, ein ganz unbekanntes Gesicht.

Er sank über die Sprossen der hingestürzten Leiter, bereit zum Vergehen. Aber er stand doch auf, und, aus einem halben Kausch erwacht, wollte er sich retten zu dem Freund, vorher aber ging er in sein Zimmer, sich zu waschen.

III

Slawa, seit dem Tode der Mutter ganz verflört, hatte große Angst vor dem Vater.

Sie floh in die Waschküche, in ein rotes Tischtuch zusammengeknötet trug sie schmutzige Wäsche, auch ihre eigenen Betttücher, die, von dem unheimlichen Vater auf der Erde umhergewälzt, fast schwarz geworden waren.

Die selten benützte unterirdische Waschküche war unversperrt. Ein altes Fahrrad lag auf seinen zwei Rädern, schlaffe Gummireifen atmeten dumpfe Luft aus in schwüler Nacht, und wenn Slawa unermüdlich die Pedale drehte, mit der Hand die scharfen Zacken fassend, sauste kühler Wind rasend über ihr sonderbares Gesicht.

Es regte sich etwas in einem Winkel, den Vater glaubte sie aus der Ferne toben zu hören, aber es waren nur die Pferde des Expeditours, die im Stall nebenan scharrten. Weich rieben sie sich hinter der Wand, unterirdisch wieherte es, lauer Luftzug kam durch die grob mit Kalk beworfenen Mauern des Gewölbes.

Boyta, des alten Hausbesorger, nie gefütterter großer Hund, rüdig mit bläulichen, blanken Löchern im Fell, die wie gegerbtes Leder glänzten, näherte sich ihr. Seine jackig ausgefressenen, an den Rändern eingerollten, trotzdem ungeheuer schleppenden Ohren legte er vor ihr, der strahlend Schönen, auf den Boden nieder, der Atem aus seinen entzündeten Rüstern stieg in schnell gestoßenen Strömen auf zwischen Slawas kleinen Füßen, die auf dem Wäschebündel tief atmend ruhte.

Des alten Vaters geängstigter Atem schien ihr da, zwischen den zwei flachen Ohren des demütigen, aber doch aus halb geschlossenen Augen tückisch funkelnden Fieres aufzusteigen. Sie ängstigte sich, bei dem Hunde zu bleiben, aber er folgte ihr, gegen seinen Willen, mit widerspenstig nach rückwärts gedrängtem Kopf, als wäre in der blanken, von Räude körnig zerfressenen Biegung seines abgemagerten Halses eine zähe Schnur zu ihr hingespant.

Mit seufzenden Atemzügen leckte das Tier die Tropfen, als das Mädchen die Wäsche tränkte in der übersprudelnden Wasserleitung. Es suchte die Kühlung.

Aber als Slawa trotz der glühend heißen Nacht im Waschofen ein großes Feuer anlegte, das die ganze Nacht hindurch brennen sollte, drängte das Tier seine eilig federnden Flanken der schnell erhigten Ofenwand an. Es suchte die Hitze.

Slawa wollte fliehen, das Wasser für sich allein wärmen lassen, die gebrauchte Wäsche zur Vorbereitung in der Wohnung oben einweichen, aber dann mußte sie über den kleinen Hofplatz, und dort saß schon der Vater, in Ermüdung, als hätte er sich seit einem Tage nicht von dort weggerührt, eng an den alten Boyta gedrückt, im Scheine einer Petroleumlampe

ohne Schirm. Halb nur gedeckt durch Efeupflanzen, spielte er vorsichtig eine Karte aus der mit Karten ganz gefüllten Hand, legte dann die Karten auf den Tisch, hob mit beiden Händen, ungeschickt wie ein kleines Kind, eine Weinflasche, und goß Boyta Wein ins Glas, flüsterte ihm etwas zu, wobei aus der Flasche immer noch Wein floß und auf das harte Pflaster des Hofes plätscherte.

An ihrem eigenen Vater traute sich Glawa, vor einer Woche noch ein Kind, nicht vorbei. Deshalb kehrte Glawa in die Waschküche zurück, wo das Wasser im Kupferkessel schon flaumig siedete, streute eine Handvoll Soda, als wäre es Erde auf das Grab der Mutter, nun über die Wäsche, die unter dem weißen Geriesel sofort Wolken dunklen Schmutzes in Schwaden entließ.

Sie fühlte Hunger, draußen regnete es, wieder ein Gewitter zur Nacht wie am gestrigen Tag. Der Hofraum war leer, als wäre nie ein Vater dagewesen; die Efeupflanze war ganz in den Winkel gerückt, an die Mauer verkrochen, die Wohnung oben ganz verlassen, alle Schränke verschlossen, nichts für den Hunger zu finden, auch kein Umschlagetuch für Glawas Schultern, wenn sie nun doch noch heraus mußte.

Bei Boyta, dem Hausbesorger, war noch Licht, aber er öffnete nicht; deutlich erkannte Glawa ihres Vaters blaueschwarzes Auge, das sie aus dem Guckloch anstarrte, lautlos verschwand, ohne daß man auch nur das kleinste Stückchen Stirne mit den alten queren Falten sah, die sie so oft hatte austreichen müssen, dem Vater auf dem Schoße sitzend, während er mit haariger, kalter Faust ihre Hand umspannte und ihre Finger an der eigenen Stirn entlang führte. Und während sie

noch von diesem Unbegreiflichen sich erholte, tastete schon der räudige Hund mit seiner ganzen tierischen Wärme an ihr hinauf, zweibeinig, mächtig in die Höhe gereckt, rieb er seine fiebernden Flanken und den wie Leder knirschenden Rücken an ihrer schwellenden Gestalt, die aufschauerte ins innerste Blut, sich aber nicht zu rühren wagte, gefangen von dem unbegreiflichen Blick des stummen Vaters, der hinter dem Guckloch, nicht einmal durch Glas geschieden, in sie hineinstarrte, und der Geruch des armen Hundes stand um sie.

Sie schlich in die Waschküche zurück, trieb die Holzscheite und Kohlenrümmer mehr auseinander, damit sie den ganzen Kessel von unten umstellten, der in seiner niedrigen Wölbung, in seinem matten Schwarz, in der aushauchenden Hitze an des Vaters stürzende Gestalt erinnerte. So war er, in heiße, schwarze Kugel geballt, heute vor ihre Füße hingeschleudert.

Wohl wäre sie gerne fort, da aber die Mutter ihr nie Freundsinnen erlaubt hatte, wußte sie nicht, wohin sie zum Übernachten gehen sollte. Deshalb zog sie den Riegel in der Waschküche vor, kauerte sich, plötzlich nun doch sehr fröstelnd, an den warmen Stein des Ofens, schlug die Knie bis über den bloßen Hals, um sich selbst anzuatmen und mehr Wärme zu haben.

Mitten in der Nacht glaubte sie den Vater flüstern zu hören, aber nur die Wäsche zischte leise beim Sieden und stieß Blasen aus.

Am Morgen glaubte sie den Vater hereinschleichen zu sehen bei der Fensterluke, aber Sterne schimmerten, silberne Flimmer, in Vierecke geteilt durch das Gitter des Eiseuspaliers.

Noch einmal, schon am Morgen, erwachte sie mit lautem Schrei, nun war der Vater über ihr, stürzte von der Leiter

nochmals, aber jetzt ihr mitten ins Gesicht, mit Gewalt zog er die Säume des Rockes vom Hals herab auf die Höhe der Brust, aber nur der Hund war es, der im Erwachen sich voll von Liebkosungen auf sie gestürzt hatte und seine ausgebleckte Zunge schien ihr, der jämmerlich Zitternden, nichts zu sein, als ein drittes von Räude ausgefressenes Ohr, ein am Rande scharf eingeschnittenes Stück vertrockneten Leders, mit dem er ihr fürchterlich drohte, während er sie liebkoste.

Es war Tag, sie ging mit der Wäsche in die Wohnung. Vater war fort, die Schränke verschlossen, sie übertäubte den Hunger durch viel Arbeit bis über die Mittagszeit.

Gegen zwei Uhr schellte es. Sie dachte, es wäre der Vater, obwohl er sonst um diese Zeit nie die Arbeit verließ.

Trotz ihrer Angst zog sie den Kiegel zurück. Ein sehr dicker kleiner Mann mit bittendem Gesicht in schwarzem Kleid, eine bauchige Tasche in der Hand, stand draußen. Als er zu sprechen sich nicht traute, sagte sie, während sie mit der linken Hand ihre aufgegangenen schönen Haare sammelte: „Wir haben nichts.“ Er lachte nur. Slawa hatte sofort Vertrauen zu ihm. Es war kein Bettler, er war vom Land, er wollte den Vater sprechen.

Als er sich schon verabschiedet hatte, ließ Slawa nach einem zarten Zögern ihre schweren Haare wieder los, lief dem schwarzen Herrn nach und bat ihn um ganz wenig Geld, das ihr Vater sicher zurückzahlen würde. Der schwarze Herr lachte noch immer, gab ihr Geld, für das sie sich sofort Nahrungsmittel kaufte.

Nun hatte sie wieder Vertrauen, zu bleiben.

IV

Als Cyrill abends von seiner Arbeit heimkehrte und, vor seiner geschlossenen Thür lauschend, Glawa ein langgezogenes, schmachthendes Lied singen hörte, hielt es ihn nicht mehr. Die Thürklinke, die im hellen, schräg durchs Treppfenster rin- nenden Licht weißstrahlend erschien, drückte er nieder im Krampf, als wäre es seiner Glawa weißstrahlender Schenkel, die recht- winklige Knickung der Klinke, der weich gekantete Bug erschien ihm wie Glawas Knie, in erregter Bewegung an sich gezogen, und in unerhörter Befeligung fühlte er das kindliche Knie zwischen seinen Fingern vorsprießen, hatte es schon mit der Rechten von obenher umfaßt, zwischen seinen Händen starrte es in Erwartung.

Aber kurz vor ihrem Tod, im allergefährlichsten Augenblick, hatte seine verhasste Frau den schrecklichen Schein ihres weißen Gesichtes in ungeheurer Drohung zu ihm in den Hof hinab- gesunkelt, als er unten saß, bei dem guten Freunde Vopta, ohne Dach, nur halb geschützt von den schwankenden Lampions.

Noch einmal flüchtete er hin zu Voptas Gelast, war aber

sicher, daß ihm die Tat bevorstehe, ihm nie mehr entgehen könne, wenn er sie überhaupt nur erlebe. Sein Leben, das er vor dem Todesfall der Frau auf Jahrzehnte geschätzt, in der letzten Nacht aber, in der „umgekehrten Zeit“ unabsehbar empfunden hatte, wallend im Wirbel von Freude, nun gab er es, das war der ungeheure Lohn für die noch von keinem Menschen erlebte, ihm beschiedene Freude, für ein paar Tage, oder, wenn es heute nacht ihm beschieden war, für diese drei bis vier Stunden dahin.

Bei Voyta war Besuch, der schwindstüchtige „Herr vom Gericht“, der bei Voyta immer seine Versaktscheine loswerden wollte. Er hatte eine schöne, noch minderjährige Braut. Oft erzählte er prahlend, in langem Atem, mit singenden Tönen von ihrer südlischen Schönheit, von ihren berausenden Liebeskosen. Nun wollte er von Voyta, dem Witwer, der doch für sich nichts mehr brauchte, ein Kaffeegeschirr, um es seiner Braut zum Geschenk zu bringen.

„Du kennst sie?“ fragte Voyta flüsternd, und ohne eine Antwort abzuwarten, machte er mit den Händen eine Verwegung, als ob er ein schwerbusiges Weib von vorne betaste und zusammendrücke, und jemehr sich Voytas Hände näherten, desto teuflischer schielte sein Blick, das mußte auch Cyrill sehen, der den Freund wie einen Vater geliebt hatte; Voytas Mund, dem der Alte die falsche Zahnreihe entnommen hatte, öffnete sich, wie es Cyrill schien, wider Willen des Greises, vielleicht auf des Bösen Gebot, und entblößte den fürchterlichsten Schlund.

Das Zimmer, früher von Voytas armer Frau, seinen sieben Kindern aus beiden Ehen und ihm selbst bewohnt, war jetzt so dumpfig, obwohl der Witwer allein darin hauste, finster war

es im hellen Sommerabend, brennend trocken, obwohl der eben begossene Efeu hart vor dem Fenster noch Tropfen rieselte. Eyrill ließ Boyta und seinen Freund beisammen, die beiden hatten sich ohnedies, als wären sie allein, zum Fenster hinausgebeugt, noch mehr war das Zimmer verengt, das nun ganz finster, wie unter der Erde dalag, bloß durch das Guckloch vom Vorraum aus mit stabförmigem Lichtstrahl beleuchtet. Von hier mußte man entfliehen.

Eyrill wanderte sehr schnell von dem Hause fort, und während er mit dem Spazierstock an die herabgelassenen Rolläden einer ihm ganz fremden Stadtgegend rollend hinschlich, schien es ihm plötzlich höchster Wunsch, fern zu bleiben der vom bösen Boyta untermauerten Hölle, die Tochter doch nicht aufzubrechen, seine Frau zu betrügen um ihren Fluch!

Da der Gerichtsbeamte in seinen hohlen Wangen alle Anzeichen der Auszehrung trug, und, nach den Versatzzetteln zu schließen, seine Geldverhältnisse sehr elend sein mußten, wollte Eyrill lieber sich an seine Braut, die üppige Baruschka, heranzumachen, sie an Glawas Statt zu sich nehmen. Glawa aber sollte Fanny werden, die Hälfte der jungen Fanny war sie ohnehin, da zur Hälfte, und ihnen beiden zum Verderben, ihnen beiden zum fast schon vollzogenen Untergang, der Mutter fluchend verfluchtes Blut in ihr kreiste.

Mochte sie nur ihn fliehen, nicht nur in die Waschküche, selbst ins Kloster durfte sie ruhig wandern, sich verkriechen in die Einöde am anderen Ende der Welt; er aber, der herrlich Junge, ewig Unzerstörbare, wollte alle überleben, alles Glück erwartete ihn bei Baruschka, der jungfräulichen, die er nicht einmal mit higigem Traum berührt hatte.

Gottvater war ihm wohlgesinnt, der Erzvater Moses, vom Bruder unter die Heiligen des Jesustestamentes aufgenommen, war ihm wohlgesinnt, als herrliches Zeichen sah er in nächster Nähe ein hohes Hotel vor sich. Es stand fast außerhalb der Stadt wie in einem Dorf.

Es hieß Hotel Lombardia. Der Portier und der Zimmerkellner hatten sich ein abgehobeltes, aber doch sehr schmutziges Tischchen quer vor den Eingang geschoben, den Eintritt und das Verlassen des Hotels überwachend, und spielten Mühle. Ihre Knie berührten sich, ihre Köpfe, kahl und ebenfalls sehr schmutzig, lehnten aneinander, bloß ihre Hände waren rein, gligerten auf dem spiegelnden Brett, auf dem sie die Züge der Mühle verschoben. Ein eng aneinander geleimtes Paar, das, wie Cyrill dachte, auch des Nachts beisammen klebte. Er wurde von ihnen begrüßt, erhielt sofort einen großen Schlüssel mit noch größerem, gezacktem Ziffernschild, dessen spitze Zacken die Gäste in der Tasche belästigen, an die Rückgabe mahnen sollten.

Als die Kellner schon aufstanden, aber, immer noch gefesselt von ihrem Spiel, wie sich gattende Fliegen aneinander hingen, schoß eine sehr langgestreckte, fuchsigke Rake mit rundem leuchtendem Schädel zwischen ihren Füßen hervor.

Cyrill begab sich ohne Verzug auf sein Zimmer, dachte hier sehr ruhig zu schlafen, am Morgen wollte er Glawa einen Zettel schicken, sie solle fort vom Vater, hin zur Schwester in das Kloster am anderen Ende der Welt.

Er fühlte sich sehr jung, sehr gesund, eigentlich viel zu schade für dieses verrufene Hotel. Das Zimmer war in sehr schlechtem Zustande. Kaum konnte er einen Augenblick ruhen, da meldete es sich schon unter seinem Nacken, der, feucht von Schweiß, auf

dem schon gebrauchten Kissen lag, er stand auf, es war noch sehr hell, fast wie Morgensonne.

Unter seinem Nacken erblickte er eine Spinne. Doch nicht eine lebende Spinne war es, sondern nur dunkle Haare von seinem Kopf, in der Mitte zu einem Knäuel verstrickt, einer zertretenen Spinne vergleichbar.

Das war ein Zeichen seiner immer noch schwarzen Haare, seiner nie wegfließenden Manneskraft.

Freilich, ganz sicher war nichts, selbst der Boden, worauf er stand, schien abschüssig. Er nahm die Wasserkaraffe, die der frühere Bewohner des Zimmers zum Scherz mit Seifenwasser gefüllt hatte, goß sie auf den Fußboden aus, der wie ein Höllenschlund „abgründig“ war, denn nach allen Seiten entrieselte das Wasser.

Plötzlich war es, als hätte das Wasser, in die Ecken verbleibend, auch alles Licht mit sich genommen. Das freie Feld vor dem Fenster war vom Sturm an allen vier Kanten aufgehoben. Er mußte ins Bett, da es ihn aber vor Schwäche nicht mehr ins Bett trug, lagerte er sich auf den feuchten Fußboden.

Gegen seinen Willen, um nicht hängen zu bleiben an dem rissigen, schrecklich gehässigen Fußboden, breitete er seine Hände unter den Kopf, so daß er von eigener Hand die Lehre erhielt, sein Schädel sei kahl bis in den Nacken, und nie mehr würden glückliche Spinnen ihm entspringen.

Cyrrill dachte an seinen Bruder, den heiligen, an dessen kahlen Scheitel, den blauverbräunten.

Plötzlich hob ihn eine hold vertraute Gestalt, aber den Namen wollte er nicht wissen, auch die Eltern nicht. Cyrrill schwebte über seiner eigenen Verkörperung, nach allen Seiten

wie ein Vogel mit langem Hals seinen Kopf wendend, langsam beugend seinen Mund, der voll von Küssen war, aber immer tiefer unter ihn sank der ersehnte Gegenmund, schon erblickte er auf tintenfarbigem Fußboden: sich allein.

Da ihm für alles je und je Geliebte jetzt nur ein Name kam, sagte er: „Dein einziger Bruder bist du, Cyrill.“

≈ V ≈

Am nächsten Tage wagte Cyrill sich nicht in die Werkstatt, auch von seinem Hause hielt er sich fern. Kalt war er am ganzen Körper, so tief in ihm wütete die „rauschende Hitze“. Aber nichts hinderte ihn, so zitterig auch seine Glieder stimmten, nachts mußte es kommen, die große Hochzeit, der „goldene Tag“ im Leben.

Tagsüber war Cyrill nirgends zu finden, er mußte sich reinigen, von seiner Frau Krankheitsruß und Totenrauch säubern, deshalb war sein erster Weg ins Bad. Im Charlottenbad verbrachte er den ganzen Tag. Er ließ die Leute pochen, ihn ergögte der Badewächter aufgeregtes Klingeln, spät abends erst schlich er fort.

Man entließ ihn durch einen schmalen, sehr dunstigen Ausgang, da das Hauptportal längst geschlossen war. Dicke Heizschlangen mit Krusten von Staub, glühend, geschwollen von heiser glucksendem Wasser, wanden sich am niedrigen, wie zum Einsturz errichteten Gemäuer: das war das frühere Leben, die Nacht am Bahnhofsplatz, ja, das Zimmer der Frau, der

Dienstbotenraum, wo alles Unheil in schwül tropfender Glut, aus überfüllten Adern geboren war.

Jetzt aber war er ins Freie gerettet, war wie ein Schwimmer gelandet in dem schönen Park hinter dem Theater, dessen prunkvoller Balkon, ganz verlassen, als hohe Balustrade schimmerte, von elektrischen Kandelabern zischend umflammt. Weite festliche Nacht; zwischen den Baumstämmen, in einer Wolke von Alkazien, eilten zwei schöne Damen, mit wehenden Schleiern schwebend, zum bestellten Fest.

So kam er in seinem Hause an. Slawas verweintes, hoch geschwollenes Gesicht war das erste, was er sah. Er fühlte Mitleid mit ihr, es wurde ihm schwer, sie an Baruschkas Statt zu nehmen, ja selbst die beiden Damen, wehend im feuchten Park, schienen ihm jetzt so unvergleichlich.

Das ihm dargebotene Essen verschmähte er, und, um das arme Kind zu trösten, zog er es durch das dunkle Zimmer ans Fenster, hockte mit ihm in dem schmalen Raum vor den Kolläden, die trotz des späten Abends noch starke Hitze ausströmten. Da wurde sein Atem ruhiger und er entschlief auf Augenblicke traumlos.

Slawa hatte ihn viermal in der Werkstatt gesucht, um ihm die neue Botschaft zu bringen, die der junge Mensch vom Lande, des Bischof Mathias geheimer Sendbote überbracht hatte: der Bischof selbst war auf dem Wege zum unvergessenen, einzigen Bruder, den wiederzusehen er sich gelobt hatte, aber erst im bischöflichen Ornat.

Aber der Vater schwieg so schwere Stille, daß sie kaum etwas zu sagen wagte. Er schlief nicht mehr; wachend, aber unbeweglich lehnte er mit dem Rücken an das Fensterbrett.

Trotzdem hoffte sie ihm zu entkommen, mit beiden Armen umfaßte sie ihre Bettstücke, wollte hinab zur Waschküche, das war jetzt ihr Zufluchtsort, bis der herzensgute, immer lustige Gutspächter kam, der ihr heute morgen baldige Hochzeit versprochen hatte. Er hieß Ferda.

Aber ihm entgegen rettete sie sich nicht.

„Slawa!“ rief ihr Vater.

Sie kam doch zu ihm, ließ ein Bettzeug nach dem anderen hinter sich gleiten, sie betete, er möge nichts von ihrer Absicht merken, nicht aufgereizt werden zur Wut.

Daß das, was da hündisch am Fenster hockte, kein Vater war, wußte sie seit heute.

Aber schon kam er in fagenhaft lautloser Flucht hinter ihr her. Mit vorgeschobenem Kopf, nur durch die Kraft seines dunklen bohrenden Körpers schob er die vielen Polster vor sich her, aber schon hob er Slawa, die kraftstrogende, mühelos auf den geballten Haufen, kauerte hinter ihrem Kopf, und floh vor ihrem suchenden Blick und ihrem Flehen.

Gekommen war er um acht Uhr abends, jetzt war es tiefe Nacht und er sprach noch nicht.

Endlich tastete er doch nach ihr, aber nicht nach ihren Haaren, sondern zart streichelte er ihr die Haut hinter den Ohren, sehr vorsichtig drehte er ihr Gesicht dem seinen zu; Widerstand war unmöglich. Sie mußte ihren Körper wenden. Nun auf dem Leibe liegend, atmete sie ihn aus größter Nähe an, zitterte vor ihm, ganz gefangen.

„Weine nicht! Slawa, weine nicht!“ sagte er.

„Bei Cyrill bist du. Kennst du mich nicht?“

Ich werde es dir offenbaren.

Ich liebe, das ist gut.

Ein Augenblick, ein Augenblick nur!"

Er kreuzte ihr die Hände auf den Rücken, hob die Liegende an den feinen Gelenken auf, sie seufzte, er ließ sie schwer wieder fallen, ihr weißes Gesicht mit den scheu erloschenen Augen versank in den Kissen, unsichtbar. Ihre schönen schwarzen Haare glimmerten stummes Schwarz, trauriges Dunkel wie die schwarz vergossene Lake auf dem rissigen Fußboden im Hotel.

„Bin ich nicht ein lebendiger Mensch?"

Bin ich nicht sehr gestraft?"

Vater!

Zur Strafe Vater. Deine Mutter war nicht gut.

Ich küsse dich nicht. Das hat sie verboten. Aber daß die Fanny dich küßt, mit ihrem ganzen giftigen Scharlach, das hat sie nicht verboten vor zehn Jahren und einem Tag.

Und ins Bett, in ein einziges Bett, ganz Fleisch an Fleisch mit der Angesteckten, hat sie dich gesteckt, das war nicht verboten.

Aber ich habe schon meine Hand zwischen euch gelegt, in dem Gitterbett, in der Dunkelheit waret ihr wie ein einziger Hauch beisammen, zum Auslöschen beide. Ihr Kleines da, ihr Kleines dort, aber ein Fleisch seid ihr nicht. Du bist das meine.

In die Augen, die schmalen, die schönen hat dich die Fanny gedrückt in ihrem fiebrigen Wahn, ich habe dich gleich herausgenommen, aber die Haut an deinem Kreuz war dir schon rot, Glawinka, aber schnell, ich mit dir fort, und wenn es schon der Scharlach ist, dann soll es auch mich haben.

Glawinka, schläfst du? Höre mich! Ich liebe dich nicht wie mein Kind.

Wie wenn der liebe Gott dich mir in die offene Hand heruntergeregnet hätte, so liebe ich dich.

Die Nacht, im Park, du eingekleidet an mir unter meiner Weste, eine Laterne in der Nähe scheint, du im Schlaf, und im Schweiß wie ein nasser Fegen, von reiner Seide ein Tuch. Und den Atem holst du dir von meinem Hals, und von meinem Mund, da war es Morgen, die Weste habe ich aufgemacht, und die Hose dir aufgemacht am Kreuz, der Scharlach fort."

Er schwieg, nun ganz im Herzen geöffnet.

„Weine, weine mit mir, Slawa!

Das letzte Jahr, das ist das verrufene Jahr, ich muß es dir offenbaren, es ist spät, aber nicht zu spät.

Es kann noch die umgekehrte Zeit kommen, das ist mir beschieden:

Dann bin ich dein Kind, du hältst mich an dir.

Ich weiß, das willst du gern.

Ich weiß, küssen muß ich dich, aber sieh nur her, mit der Zunge nur, wie ein Kind!"

Aus seinem entmenschten, unbegreiflichen Munde breitete er die Zunge und leckte dem Mädchen den Hals.

Aber die Zunge war ihr wie Eis, hart, kalt, glatt.

„Weine mit mir, weine! Es ist schon spät, aber noch nicht zu spät! Slawa, die Hochzeitsnacht wird schon vorbei sein, aber noch nicht ganz vorbei?

Wäre es Sünde?

Slawinka wird ihm an der Brust liegen, sagen nichts, machen nichts, das ist ihre Hochzeitsnacht!"

Er faßte seine eigene linke Hand, an der noch die Eheringe glänzten, schwer ließ er sie wieder fallen, wie vor einer Stunde

Slawas Körper: „Ist das Cyrill? Warum hast du nicht gewartet, auf die da gewartet! Dein Leben, dein einziges Leben!

Hilf mir nicht, Slawinka, was ist zu helfen?“

Mit verückter Hand schwebte er über die liegende Erscheinung, die wachend, in tiefster Ruhe ausgebreitet war vor ihm.

Aber nicht Befeligung: Winter, Wind und Frost ging aus von ihr und Tod.

Er ging in die Küche, suchte nach Waffen. Bloß das große Zuckermesser, zum Zerhacken der Zuckerhüte, sah er.

Viereckig, zehn Pfund schwer, bewegte es sich an einem Strick in leiser Drehung um sich selbst, und schaukelte aus eigener Kraft in seine Hand.

„Das ist für mich, das ist für dich, für uns beide.

Daß Blut wird fließen müssen, das hat deine Mutter geruht! Nimm es in die Hand!“

In seiner schauernden Hand hielt er das viereckige Eisen lange, fühlte es schaukeln auch bei geschlossenen Augen. In ermüdeten Hand, wie einen Dreschflügel, auf heimatlischer Tenne einst, abend, vor der kommenden Nacht.

Dämmerung von aufgewirbelter Streu, gleißender Haufen schweren Korns, warm bis zu den Knien rieselnd.

Dämmerung des wolfigen Nebels vom Fenster, gleißender Haufen des hingegossenen Mädchens auf Kissen zerfließend.

Müdigkeit wie nach gestorbenem Tod.

In Trauer hielt er, wie man einen kleinen Sarg hält, das viereckig schwere Messer auf beiden Unterarmen.

Er bat Slawa nicht mehr, versuchte sie nicht.

„Das ist Cyrills Begräbnis,“ sagte er, ruhend in trauriger Verzückung, wie aus Wolken.

„Ich bin noch so jung,“ sagte sie, ganz entrückt aus sich selbst.

VI

In dem nächsten Morgen wanderte Cyrill wieder in die Werkstatt, die sich in der Nähe seiner Wohnung, aber am andern Ufer des Flusses befand.

Der Obergeselle und die zwei Gehilfen bestürmten ihn sofort mit Fragen, wo er so lange geblieben sei, die Tochter hätte ihn gesucht, ein Bote vom Bischof hätte gestern bis zum Abend auf ihn gewartet, vielleicht mit einer großen Bestellung, denn das bischöfliche Palais war unter dem früheren, knauserigen Bischof so verfallen, daß selbst in dessen Schlafzimmer die Tapeten in Fahnen zerrissen zu Boden hingen.

Cyrill hörte gar nicht hin, antwortete auf keine Frage. Seine Leute machten sich daher wieder an ihre Arbeit. Lange sah Cyrill, im Staube unter Abfällen liegend, zu, als aber der Gehilfe eine Sekunde zur Tür blickte, schnellte er seine Hand auf einen Nagelkopf, mit größter Mühe nur hielt der Arbeiter den Hammer zurück, um nicht des Meisters Hand zu durchbohren. Dann machte sich Cyrill schnell fort, der Lehrjunge rannte ihm nach auf die Straße, sah ihn aber nicht mehr.

Schon war Eyrill im Schatten seines Hauses, als er in der Tiefe des Hausflures Boyta mit sehr tückischem Blick auf sich lauern sah. Mahnte er ihn an den Herrn vom Gericht, an Glawa?

Aus Angst glitt Eyrill fort, aus „Versehen“ kam er in das Gerichtsgebäude, erstieg die Treppen, stieß sich mit Kraft durch viele wartende Leute durch und stand in einem Verhandlungssaal.

Ein junger, sehr hübscher blonder Bursche trat eben vor die Richter in hochgeschlossenen Talaren, die steifen Barette vor sich auf dem Tisch. Alle in Schwarz.

„Sie haben die Dreitausend unterschlagen für Ihre Kleine, deshalb stehen Sie heute vor Ihren Richtern,“ hörte Eyrill sagen.

Eine andere Stimme: „Zwei Jahre Gefängnis, minderjährig.“ „Unzurechnungsfähig,“ sagte eine dritte, „auch ist nichts bewiesen, wo ist sein Vater und Vormund? Man hat nichts nachgewiesen, die Inspizierung ist falsch.“

„Falsch? Nun wo haben Sie den feinen Herrn Vater? Wo den Entlastungszeugen? Etwas, ist das“ (auf Eyrillweisend) „etwa der gesuchte Zeuge?“

„Das Gericht zieht sich zum Entschluß zurück,“ sagten drei Stimmen im Chor. Der Angeklagte blieb allein, wischte sich mit einem sehr kleinen, kaum die Handfläche bedeckenden Seidentuche die Stirn. Daß er Kniehosen trug, machte ihn so rührend. Der Gefängniswärter sprach freundlich mit ihm, trotz des Gewehres, das er umhängen hatte, man war also auch nach der „gerichtlichen Schlechtigkeit“ nicht ganz ausgestoßen, nicht ganz verloren! Es war noch Gutes für das arme

Kind zu erwarten; als aber die Richter zu dritt eintraten und der arme Knabe weiß wurde wie die Wand, vor der er stehen mußte, da konnte auch Eyrill sich vor Angst nicht halten, schon setzten die Richter die Barette auf, auch wurden Lichter angebrannt, die Eyrill, nun in eiligster Flucht, nicht mehr deutlich sah.

Er wanderte am Kai des Flusses entlang, fühlte seine Seele im rieselnden Wind, abends kam er heim, bloß: „ihretwegen“, denn gesättigt war er schon, da er sich schönes Obst, von sommerlichen Bäumen herab, gekauft hatte.

Bopta wartete diesmal nicht im Hausflur, aber er schoß, wie einer Falle fallendes Gatter, aus seinem Gelaß, hing sich an ihn wie der räudige Hund an den Herrn und ließ Eyrill nicht mehr vorbei.

In einer langen Stunde besprachen sie alles. In der Heimlichkeit des Gelasses, in den Fensterrahmen geschmiegt wie Mann und Frau, vor sich den bitteren Duft hauchenden „Garten“, den Efeu, schmiedeten sie den Plan.

≈ VII ≈

Boyta wußte alles. Slawa, mit einem „neuen Bräutigam“ hinter dem Rücken des Vaters verbunden, vielleicht von ihm schon um ihren „Schatz“ gebracht, wollte nicht im Guten parieren? Da kannte er, Boyta, gar viele Mittel und Wege, — vielleicht als Letztes, als letzten Versuch im Guten müßte man sie in das Hausmeistergelaß einladen, ihr daselbst saftig Wein zu trinken geben, am besten nicht direkt als Wein, sondern mit etwas Gutem, etwas Süßem vermischt, er hätte noch Marmelade von seiner Frau her, sie sei zwar etwas gegoren, aber gerade das sei fein, da die Kleine dann den Alkohol nicht gleich fühle, und wenn sie erst gekostet hätte, ein ganz klein wenig gekostet hätte, dann schluckt sie alles in sich hinein, denn Süßes lieben die Mädchen, dann will sie es jeden Tag, und mehr als einem lieb ist, einem einzigen.

Aber dann wird ja immer der alte Boyta da sein, eine kleine Belohnung, vielleicht heute schon?

Es kommt nichts hinaus in die Welt, alles bleibt zwischen uns, in der kleinen Familie, im anständigen Haus. Die Kleine

trägt nichts aus dem Haus, denn es wäre ihre eigene Schande. Oder Ehre und Schönheitspreis?

Voytas Augen glühten in äußerster Wildheit, er hatte seine falsche obere Zahnreihe nach unten fallen lassen, so daß er auf einen Augenblick wie ein Drache mit zwei Reihen kalkweißer Zähne erschien. Doch bald richtete er alles in Ordnung, schnitt mit einem kleinen Kämmchen eine Stange Pomade entzwei und mit dem gründlich gefetteten Kamm bürstete er den weißen Schnurrbart in die Höhe.

„Keine Angst, keine Angst,“ flüsterte er jedesmal, wenn er mit seinem Kämmchen dem dünnen Gestrüpp seines Bartes entglitt. „Ich nehme alles auf mich, lassen Sie mich nur, ich lasse meinen Freund nicht im Stich. Wenn sie mich vom Gericht aus fassen, und leicht werden sie mich wahrscheinlich nicht fassen, denn ich kenne die Herren vom Gericht, nicht von oben kenne ich sie, sondern von unten her, so,“ er machte eine schamlose Gebärde, „aber wenn sie mich auch fassen, ich werde mich nicht fürchten, denn, Gott zum Lohn und Dank, ich bin schon alt, und ob sie mir den Kopf abschlagen, oder ob er mir von selbst abfällt, wie meinem lieben Hunde da,“ das Tier stand hinter ihm, schmiegte sich aber vor seinem Blick wie ein Blatt auf den Boden und atmete kaum, „das sollte einen Voyta schrecken? Oder dich, Cyrill?“ Zum ersten Male sagte er Cyrill du. „Halt! Bist du mein Herzensbruder? meinem Herzensbruder tu ich alles zuliebe.“

Er nahm Cyrills Gesicht in unnatürlicher Zärtlichkeit zwischen seine bitter riechenden Hände. „Nun, Cyrill, nun?“

„Sie kommt nicht herunter,“ flüsterte Cyrill, „sie wird nicht.“

„Wird nicht? Halt! Auf den Augenblick! Auf dem Kopfe gegangen, die Treppen herab, wie der Wind! Du machst den Bräutigam, ich rufe es ihr hinauf, halt! da kommt sie im Augenblick!“ Hinter Cyrills Schulter wisperte Boyta und der Rosenduft seiner Bartpomade berührte den Alten zauberhaft.

„Aber dann — wo?“

„Das laß meine Sorge sein. Aber Weine muß ich haben. Gute! Starke! Ungarische!“ Und als drei Flaschen dastanden: „Halt! Noch zwei, noch drei, auf Vorrat! Es wird uns schmecken. Auf Vorrat!“

Cyrril brachte alles. „Recht so, gut so. Ich habe es jetzt auch schon, so muß es gehen. Warte, eine kleine weiche Matrage müssen wir haben, die müssen wir auf den kleinen Platz vor der Bodentür niederlegen, jetzt abends darf kein Mensch auf den Speicher, dort ist es ganz finster, bis dorthin geht sie dir ruhig mit, dort sind keine Winkel zum Verstecken, und die Wand ist ganz nah. Warte, du mußt nur eines achten, daß sie keinen Laut von sich gibt, darauf mußt du achten, und wenn es vorbei ist, dann ich! Dann ich, der Herzensbruder. Denn das tue ich nur für dich! Warte, dort, wo es ganz dunkel ist, da kann es niemand wissen, wer er war, ein Landstreicher und Einbrecher, der da eingebrochen hat, oder meinetwegen ich, aber auf dich wird niemand raten, wer sollte auf dich raten, da es nicht in deiner Wohnung ist?“

Nur trinken muß sie, trinken wie ein Rauchfangkehrer oder eine Rauchfangkehrerin, damit sie am nächsten Tag nichts weiß. Dann geht sie in einem Jahr oder wann es der Vater dem Kind erlaubt, zur Hochzeit mit ihrem Ferda, und niemand

weiß etwas. Das kenne ich schon, mein Eyrill, bin nicht umsonst alt geworden und grau." Mit feurigen Zinken fuhr ihm das Rämmchen durch den Schnurrbart und zischte. Wohl sah Eyrill in Voyta den Bösen in unverhüllter Gestalt, jedem ohne Mühe erkennbar, aber er ließ alles geschehen, wunderte sich bloß, daß Slawa sofort kam, daß Slawa ohne viel Rede an Ferdas Besuch glaubte und, mit beseligtem Blick durch das Guckfenster starrend, sich ohne Widerstand von dem geschickten Voyta den Mund mit vielen Löffeln schwer weingeränkter Marmelade anfüllen ließ. Daß sie von dem höllischen Trunk süß rosenfarbene Wangen und Hals und Hände bekam, das erkannte der Vater als letzte Wohltat vor dem unabwendbaren Gericht, als letzten Gang des „Zaubermahes“, das Voyta ihm und der armen Slawa darbot.

Noch rührender, noch aufreizender zur Lust wurde ihr armes Gesicht, als Voyta das Licht ausgeblasen hatte, aber Eyrill wagte nicht, das Kind zu berühren, das, leise schon berauscht, ohne Atemholen fast, sanfte Melodien vor sich hersummte und sich willenlos die Treppe hinaufführen ließ.

Als sie das richtige Stockwerk streiften, suchte zwar Slawa hin zu der gewohnten Thür. Aber der Vater wurde von Voyta, der auf Filzschuhen hinterherschlich, weitergestoßen, seine Hand fing den Stoß auf, riß sich mit einem Mal empor an Slawas Nacken.

Slawa überbog in unschuldiger Wollust ihren Kopf, presste ihres Vaters Hand in zart schauernder Glut zwischen ihren kühlen Nacken und die schwer gebauschten Haare . . . die Augen geschlossen, den Mund wie eine kleine Mauer aufragend, duftend nach Marmelade und Wein, wartete sie hauchend auf

einen ersten Kuß, unterbrach auf kurze Atempausen den melodischen Gesang, der ihrer Brust willenlos entströmte.

Schon glitt sie über die Matratze, die vor die Bodentür gewälzt war, schon empfing Cyrill von Voyta den letzten Gnadenstoß, der ihn auf die Knie warf, vor ihr, der schlafend Bewußtlosen.

„In einer halben Stunde,“ zischte Voyta, „halt! Stunde! Stunde!“ Er schlich zurück.

Mit verkrampften Augen in der Dunkelheit, mit zusammengepreßten Händen in der Nachtkühle entflammte sich Cyrill, aber zu seinem stummen Entsetzen: Seiner Frau nackte Gestalt, einzig seiner verhassten Frau lockend entblößtes Fleisch entbrannte vor ihm, zwängte sich bohrend zwischen seine willenlosen Hände, wie aus Eisen geschmiedet. Während langer, stumm tatenloser Minuten mühte sich der Alte, das Bild der Toten, aber immer noch unzerfressenen Frau zu zerflößen, abzuweisen ihre Liebesgier in dem teuer erkauften Augenblick. Aber Glawa, eine Elle unter seinen Augen, eines Fingers Länge von ihm entfernt, war nicht in seiner Nähe, war nicht da für ihn, und schon war „die Stunde“ abgelaufen, unterbrochen das Zaubermahl vor dem ersten Bissen, denn es schellte, ihm zur Rache schellte es viele Male unten im Hausflur.

Der Alte kämpfte mit der toten Frau, in wilder Beschwörung wollte er Glawa bannen und es gelang und Glawa erwachte nicht und es gelang und Glawa rührte sich nicht.

Aber jetzt: „Cyrill?“ rief unten eine Stimme, seiner Frau zugesandter Fluch! Jetzt war Glawa nicht mehr zu halten, sie erwachte.

„Cyrill? Hier ist keiner.“ Voyta zischte es durch das ganze

Haus. Das späte Licht seiner Laterne drang durch Treppengeländer hinauf zu Slawa und Cyrill. Slawa hockte halbaufgerichtet auf ihrer Matratze und starrte ihren Vater an, der sich unter einem aufgehobenen Zipfel des Polsterzeugs vergeblich zu verbergen suchte. Das Licht flammte von unten durch das Treppenhaus in heller Glut.

„Keiner? Aber, ich . . .“

„Nun, Sie? Kommen Sie morgen!“ sagte Vojta.

Unter Lachen antwortete Ferdas Stimme unten: „Gerne Morgen!“

„Meinetwegen, du . . .“ schrie Vojta und schlug das Haustor zu.

Slawa fragte nicht.

„Hier ist . . . es kühler . . . nicht so wie unten . . . im Zimmer,“ stammelte der Vater.

Slawa fragte nicht.

Der Vater war nicht gerührt. Er stieß das Mädchen fort, wütete, daß alles vergebens war und er vergebens Vojta eingeweicht, vergebens ihm einen Teil der sündhaften, verfluchten Wollust versprochen hatte, und nicht ohne Grund hatte Vojta soviel vom Gericht gesprochen und sich der Bekanntschaft mit den Herren dort gerühmt.

Vojta, ebenfalls in toller Wut, hörte ihn die Tür zuschlagen, bald darauf schlich sich das Mädchen mit ihrer Matratze an seiner Pforte vorbei, sie begab sich in die Waschküche, ihren Zufluchtsort, wo sie die Nacht verbrachte.

Schlaflos aus Zorn und Eile, machte sich der Hausmeister noch in später Nachtstunde von seinem warmen Bett

los, stieg zu Cyrill hinauf, weckte ihn: „Was haben Sie getan? Jetzt kommen die vom Gericht!“

Cyrill, halbnackt, frierend, lauschte im Dunkeln hinter der Türe, sagte aber nichts.

Drohend schrie Boyta, so daß alle Parteien in den Stockwerken ihn hören konnten: „Sie werden kommen, mit Handschellen werden sie ganz sicher kommen!“

❧ VIII ❧

Da Cyrill das Mädchen „nach Recht und Gesetz“ auch nicht mit dem Finger berührt hatte, und die „Inspektion“ wie bei jenem Angeklagten vor Gericht nichts Schweres ergeben konnte, verbrachte er die Nacht in gutem Schlaf.

Morgens, in halbem Erwachen war ihm zwar, als ob die Mutter in der Küche umherwirtschaftete, er erschraß, als wäre er selbst gestorben: denn jenseits des Todes wartete sie, sie war das richtige Gericht, die mächtige Macht, drei Richter in einen riesengroßen Leichnam getürmt, schwarz im Talare, gefärbt mit dem Rufe ihrer Krankheit.

Aus dem ersten Leben gab es noch Rettung, da die Friedhofserde über ihren wachsamem Augen meterhoch lag, aber aus dem zweiten Leben gab es Flucht nicht und keine Rettung. Aber noch hatte er sich an Recht und Gesetz gehalten, die Sünde nicht gesündigt.

Schon öffnete sich in voller Sonne die Tür, Slawa trat ein, vielleicht ohne Erinnerung an die letzte Nacht und ihre Berauschung, wenn sie auch noch verflört war: Ringe blau-

schwarz; unter den sichelförmig zauberhaften Augen, schmutzig den schmalen, jungfräulichen Nacken, ihre schönen, schweren, weichen, schwarzen Haare zerrauft und mit grauen Fäden struppig durchwachsen — von der unordentlichen Lagerstatt.

Aber sie sagte nichts, klagte keine Anklage, willig brachte sie das Frühstück, das zwar nicht sehr einladend war, nur zu sehr nach verbrannter Milch schmeckte, aber es war doch nicht das Gericht, das, Boytas Drohung befolgend, sofort mit Handfesseln gekommen war. Er sprach ganz versöhnt mit der Tochter und versprach, zu Mittag da zu sein.

In seiner Werkstätte war er froher Laune, sonnte sich lange in warmem Schatten, nahm dann dem Gefellen Hammer und Lederflecke aus der Hand und arbeitete an einem Lehnstuhl bis gegen Mittag, dann stieß ihn, der ganz in seine Mühe versunken, dem Bilde der allzusehr geliebten Tochter fast entronnen war, der Lehrjunge scheu an: „Vom Gericht, ein Herr.“

Starr in Angst erhob sich Cyrill: So war der Fluch der verfluchten Frau doch in die Wirklichkeit hineingeflucht!

Noch wollte er Zeit gewinnen, die gestrige Untat noch zusammenfassen, es war der Tochter doch nichts geschehen? Er rollte den Lehnstuhl in einen dunklen Winkel, wickelte selbst die Vorhänge auf dem dicken Stabe zusammen, er wollte doch das hohe Gericht nicht in „dieser Mißwirtschaft, dem liederlichen Hauswesen“ empfangen. Bald aber drängte sich der Bote vom Gericht, der schwindflüchtige, abgemergelte Beamte herein, trotz der Hitze bis hoch zum Halse in dicke, blaue Tuchuniform gekleidet, ohne Ketten und Handfesseln, bloß einen gelben Brief in der Hand.

Cyrill las die Aufschrift: Vormundschaftsgericht. An Herrn

Eyrill hier. Öffnen wollte er den Brief nicht. „Es ist richtig,“ flüsterte er.

„Unterschreiben, Sie müssen unterschreiben!“ sagte der Bote und hielt ihm ein Buch hin.

„Bald, später!“ sagte Eyrill.

„Was später, alsogleich!“ sagte der Beamte, einen gespitzten Bleistift zwischen den blaßroten Lippen befeuchtend, deutlich ergoß sich Schnapsgeruch aus seinem Munde, vermischt mit dem Obstgeruch der Schwindsüchtigen.

Es erschien Eyrill, der unter dem Gefühl seiner Schuld in Schweiß ausgebrochen war, als einzige Rettung, den Empfang dieses Galgenschreibens hinauszuschieben und möglichst spät die Unterschrift zu leisten. Er lud daher den Beamten zu einem Gläschen ein, das dieser, am Ende seiner Botengänge, nicht ablehnte.

Auf dem Wege zu dem Schnapsladen vor dem Bahnhof überlegte Eyrill, ob es nicht möglich wäre, dem keineswegs listigen Beamten, den er für das ganze Gericht nahm, Irrsinn vorzutauschen, sich dadurch für den Augenblick der Vorladung zu entziehen, damit er später, unter dem Dache dieses falschen Irrsinns, straflos seine Sünde ganz ausfündigen könnte, „der Alten zum Hohn“.

Der Beamte hatte wegen der Unordnung Gewissensbisse, trank zwar ordentlich, war aber nicht zum Sprechen zu bewegen. Doch war er nach der zweiten Flasche süßen Likörs schon so im „Schwung“, daß er Eyrill einen offenen Kuß auf die Wange drückte. Nun war der Augenblick da, nun durfte der Beamte keinen Tropfen mehr bekommen, denn er sollte ja „Protokoll führen und berichten bei den anderen Herren“.

Deshalb mußte ihm als geheimstes Geheimnis, damit er es den Brüdern dort nur ja recht genau wiedererzähle, der Bericht über die „Zeugenschaften“ übergeben werden.

Eyrill stellte sich hinein ins Gericht: der gelbe Galgenbrief, breitbeinig auf die Tischplatte hingefaltet, das war der Vorgesetzte.

Die Anklage lag da.

Die Zeugenschaften lagen gegenüber, der große Schlüssel, mitgenommen aus dem verrufenen Hotel, mit fünffachem Schild, fünf Jacken, die Eyrill schützten und schirmten.

Erste Jacke, erstes Schild, erste Zeugenschaft: Fanny, die Erstgeborene.

„War ich, Wahrheit mußt du sagen, jederzeit allenorts ein guter Vater?“

„War, Wahrheit muß sein, immer ein guter Vater.“

Zweite Jacke, zweites Schild, zweite Zeugenschaft: Fanny, Eyrills Gattin, tot aber lebendig.

„War ich, Wahrheit mußt du sagen, jederzeit allenorts ein guter Mann?“

„War, Wahrheit muß sein, ein guter Mann.“

Dritte Jacke, drittes Schild, dritte Zeugenschaft, die heilige: Mathias, Bruder des Eyrill, Erzbischof und Gottespriester.

„War ich, Wahrheit wirst du sagen, immerzeit allenorts ein Bruder gut, zum letzten Blut?“

„Bis zum letzten Blut, ein Bruder!“

Vierte Jacke, viertes Schild, vierte Zeugenschaft: Eyrill selbst.

„Hast du die Sünde gesündigt?“

„Nein.“

„Kannst du schwören und beeiden?“

„Ja.“

„Bei dem Leben deiner Tochter?“

„Bei dem Liebsten, was ich liebe.“

In heiseren Gefängen hatte der Vater dies vor sich hergesungen. Der Beamte, sichtlich von Müdigkeit belastet, von Husten gereizt, hielt sich nur mit Mühe aufrecht. Eyrill mußte eilen.

„Slawa, meine letzte Tochter, du einziges Kind, gibst du mir Schuld? läßt du mich frei? Wie ein Zuchthäusler Wolle zupfen, im Winter zur Arbeit gehen in spigen Mützen, bin ich das schuldig an Slawa, Eyrill, seiner Liebe wegen?“

Den Beamten bedrängte fürchterlicher Husten. „Warte,“ flüsterte Eyrill, „warte, gleich spricht sie mich frei. Glaubst du es? Ich bin es nicht, ein Verbrecher bin ich nicht. Ich schwöre,“ steil reckte er sich empor, „verbrennen will ich in der ewigen Glut, ewig in der Hölle kriechen mit der Frau, der verfluchten, aufgehen zu nichts, wie der Lumpen Papier da,“ er hatte den Galgenbrief an einem Zündhölzchen entzündet, „ich habe keine Sünde, ich habe sie nur geliebt. Das ist die fünfte Zeugenschaft,“ indem er den gezackten Schlüssel klirrend in einen Winkel warf, „die letzte!“

Der Beamte krächzte endlosen Husten.

Ohne Barmherzigkeit schleuderte Eyrill die Flasche vom fuselgenehten Tisch: „Die letzte!“

Die Verkäuferin erwachte durch das Klirren zu mürrischem Brummen, der Beamte, grün vor Schwäche und Rauchvergiftung klammerte sich vergebens an Eyrill, der jetzt frei war:

das Gericht geschlossen, der Kerker zerrissen, der Galgenbrief aufgegangen in Feuer und in Flammen.

Cyrill ging; der Beamte, schwer über den Tisch gebeugt, gab rotes Blut und roten Schnaps in endlosem Stöhnen von sich.

Es war hellster Sommerabend, alles im Freien flimmerte heißes Glas.

IX

In großer Beglückung, freigesprochen vom offenen Gericht, wanderte Eyrill auf der Straße, die von tausenden und abertausenden Menschen wimmelte. Auch der Park war dicht besetzt, doch fand er leer eine kleine Bank, mitten unter Bäumen. Er rüttelte an einem eisenharten heißen Stamme, Wolken von Hitzegetränkten, scharf duftenden Blättern und Blütenstrümmern sanken an ihm hinab, der bald in Schlaf versank, umgeben und schützend umstellt von nackten, starken Männern ohne Zahl.

Schwarz erging der Erwachte sich in mondloser Nacht. Er war ein „lebendiger Mensch“, niemand konnte in ihm erkennen Eyrill, den Handwerker, Eyrill, den Gatten, den Vater zur Strafe. Frei wie ein Bräutigam, von Freude wie eine Saite zum Summen gespannt, schwang er durch Straßen und Alleen, Haustor und Treppe „seiner Clara“ entgegen.

Er stieß an die Tür: „Ich bin es, ich.“

„Vater?“

„Kein Vater, Eyrill, Eyrill!“

Als Slawa mit zitternden Händen sich mühte, Licht zu entzünden, stand der Alte, wie wenn er aus der Höhle im Ofen hervorgekrochen wäre, einer Affel vergleichbar, lautlos vor ihr, einen Laib Brot trug er wie ein Kind auf den Armen, ihm zur Seite schaukelte an dünnem Strick das schwere, viereckige Zuckerhackmesser.

„Mit diesem Messer kann ich dir Brot nicht schneiden.“ Hilflos in ihrem verstärkten Lächeln, wehrte sie den immer wieder Vorquellenden ab.

Er ließ sich zurückdrängen, schlich fort, um ein anderes Messer zu bringen. So groß war das Mitleid Slawas mit dem Hunger des Vaters, daß sie auch jetzt nicht das Zimmer vor ihm versperrte.

Schon kam er wieder, schleppte die ganze Eischlade, rasselnd mit den eisernen Geräten einen fürchterlichen Lärm, ähnlich dem Gebell, mit dem er sie vor wenigen Tagen aufgeschreckt hatte aus herrlicher Jugend.

Noch gab sie sich nicht verloren, da stürzte er die schwere Eischlade mit den rollend niedersausenden Geräten hinter sich und sprang vor Slawa hin. Mitten durch den Tumult tönte silberne Rettung, die Klingel am Haustor, des Bräutigams Besuch, das Kommen des Bischofes. Aber kaum hatte sie sich in halber Wendung zur freien Thür gedrängt, da stolperte sie über das ihr in äußerster Eile vorgehaltene Bein des Alten.

Schütternd dröhnte sie hin auf den Estrich, kaum daß die schwere Haarkrone, die sie dem Geliebten Ferda zu Ehren in besonders dichten Knoten geflochten, sie schützte vor tödlicher Verwundung.

Der Vater, fliegend im Fluge der Dämonen, hatte sich

schon über sie geworfen und stillte seines ganzen Lebens gedrängte Wollust in weinendem Krampf.

Dieses Weinen empfing die grauenhaft erwachende Tochter als erstes.

Dann: graue Haare auf dürrer Brust über ihren Augen, schimmernd im eben aufsteigenden Mond, der durch das Fenster brach.

Dann, in unbeschreiblichem Aufzucken das höllische Erz, glühend in ihren Gliedern, wogend in Bogen.

Sie sank in Ohnmacht zurück. Wie ein Eier erlitt sie die entmenschte Liebe des Vaters.

Als Glawa in plötzlich erwachtem Wollusthunger auftauchte zu sich selbst und, ohne sich zu begreifen, ihre eigenen Hände ausspannte um die lastende Gestalt, um tiefer, schwärzer sich zu sättigen an diesem Mahl, da lächelte ihr Vater.

Dieses Lächeln erblickte sie.

Mit gehemmtem Atem, mit losgelösten Händen höhnte sie ihre ihm entgegenquellenden Brüste zurück, zurück in gekrampfte Tiefe, sie ergriff das Messer, das neben ihr lag, faßte die stumpfe Schneide in ihre Hände, den schweren, kantigen Griff stieß sie dem Vater dumpf pochend ans Herz.

Er sank zurück, entrollte der Umarmung, in seine Kleider wie eine Puppe gewickelt, lag er auf dem Rücken, kaum noch röchelnd.

Ein Augenblick erst vergangen, die Glocke im Hausflur noch nachklingend. Glawa aber, aufgekniert, in heißeste Wut geriebert, die Hand auf der tierisch pochenden Herzbrust des Vaters. Stieß noch einmal, stieß eisernen Hammer auf die versteinerte Brust. Das Herz wogte ihr entgegen, ein stumpfer

Schlag auf die gespannte Wand und Stille. Kein Atem, kein Sprechen. Der ganze Mond, weiße Kugel, rund, silbern, mit vielen kleinen Ringen: ihres Vaters Auge gebrochen.

Des Vaters Auge vergoldet: Kerzenlicht links, Kerzenlicht rechts. Menschen ringsum.

X

Noch lebte der Alte.

Aufschauend von Dämonen getragen, war er umstern
jetzt von seinen Sternen.

Wie eine Zeltstange sich nach nächtlicher Wanderung erhebt
über das liegende Zelt, erhob sich sein Auge über seinen liegen-
den Körper, der im Mondlicht gleifte.

Er sah sich selbst, den Scheitel wallend umwachsen von
schwarzem Gelock, urkräftig mit Millionen schwarzer Spinnen,
ungebleicht war seine Kraft.

Seine Haare, ausstrahlend in vielem Glanz, wurden ein
ehern glitzernder Heiligenschein, er selbst war der Erzvater
Moses, den sein Bruder (auch der Bruder war auferstanden)
in die christliche Kirche hineingeführt hatte.

Der Erzvater Moses stand an seiner Statt über des liegen-
den Cyrill Gestalt.

Lautes Schreien: Gericht der Gerichte.

Hilfe ihm zur Rechten: des mächtigen Erzvaters eherner

Stärke, Eisenkraft des Geschlechtes, Gewalt, steinern ernst eindringende Wollust, männlicher Zorn, unerschütterlich.

Hilfe ihm zur Linken: des geliebten Bruders blauverbrämte Gestalt, sein silbern in Milde leuchtendes Gesicht, Mathias, in unbeschreiblicher Schwebung ihm demütig beigeßelt wie ein Gefelle, ihm, dem Älteren, zu Füßen, ihm zu Füßen ausatmend den Duft alter heimatlicher Behausung, Duft der Brüder Bett an Bett, Nacht für Nacht, silbern wie heiliges Wasser murmelte die Stimme des Bruders die heiligen Lektionen, Beruhigung sprach das liebe Bruderherz und schöner Traum.—

Von dienenden Kerzenträgern umgeben, war der Bischof zu Cyrill gekommen. Den Sterbeablaß zu geben, kniete er jetzt neben ihm.

Über dem Sterbenden, in ihrer Glieder sternartiger Verzweigung, stieg auf und senkte sich, ganz Auge wie einst und ganz Geschlecht: seines Lebens letzte freudige Gestalt: Slawa.

Die Tochter, in fürchterlicher Verwundung, sprachlos aus Scham, gemieden von Ferda, tückisch umzingelt von Boyta, floh auf die Straße. Aber Boyta holte sie ein, er krallte sich an sie, zurück ins Angesicht des Vaters.

Im plötzlichen Licht sahen alle Cyrills Brust blau von dem mörderischen Schlag.

Nachsüchtig leckte Boytas räudiges Tier rotes Blut von der Erde auf.

So sehr auch der Bischof für die Schuldige Fürsprache einlegte und alles nur als Katastrophe, Zufall, Gottes Schickung und Ratschluß deuten wollte, Boyta bestand auf Gericht und

Kriminal. Sein einziger Freund tot, seine einzige Liebe im
Alter ermordet.

Am gleichen Abend stellte sich Slawa aus freiem Willen
dem Gericht.

Sie hatte keine Träne geweint.

Dritter Teil

I

Slawa, die Neunzehnjährige, lebte wegen Verdacht des Mordes am eigenen Vater im Untersuchungsgefängnis, gesperrt in einzelne Zelle.

Während der ersten drei Tage und Nächte war es ihr schwer, dies zu glauben. Nachts umdröhnten Träume die des Traumes Ungewohnte.

An Arbeit war sie gewohnt, Ruhe schreckte sie auf.

Nacht für Nacht kam der Vater im Traum, über die Wendeltreppe näher kreisend, stieg er zur Zelle, viele Male vertrieben, aber nicht ganz tödlich zerschlagen, mit den Knöcheln der Faust, waffenlos nur presste sie ihn von sich, wollte sich und ihn bewahren vor der gefährlichen Waffe. Sie war jung, überkräftig, Waffen nahm sie nicht aus eigenem Willen, hatte sie sie aber, dann war Gefahr.

Aber nichts schreckte ihn. In unbeschwichtiger Wut erschien er ihr von neuem.

Sie wollte gern sich alle Strafe gefallen lassen, aber nur endlich befreit sein von ihm.

Er hatte keine Gnade, kein Erbarmen: schaurig bedrohte er sie in dem Traumgesicht der letzten Nacht.

Ein Pferd, wie eine Wasserflut aufschwellend in dem Hohlraum der Wendeltreppe, dann aber mit eisern beschlagenen Hufen die gepflasterte Zelle stampfend, mit ungeheuren Schenkeln, bloß auf den Hinterbeinen stand es, zweibeinig, dem schmeichelnden räudigen Hunde der Waschküche verwandt. Immer gerade vor dem Augenblick, das Gleichgewicht zu verlieren, tanzte es schnell und schneller, drehte in hurtigem Wirbel die glatte tonnenbreite Brust, als wolle es mit allen vier Hufen stürzen in ihr Fleisch, über ihre arme Haut. Mit warmen, spitzig schwarz behaarten Nüstern schnaubte es zwar wie zur Beruhigung, „es sei kein Stein, ein lebendiger Mensch!“

Ihr zum Trost war es mit dem Hauche „Mensch“ verschwunden, aber von neuem schwoh es aus der Dunkelheit, dem Nichts hervor, in der Grube ihrer armen Hüften wälzte es, unerkennbar, ob Tier, ob Mensch, mit warmen, nassen Zähnen mahlte es und schmerzte sehr.

In feuchtes Gelock, unbenanntes, griff sie hinab, riß das andere mit äußerster Anstrengung empor zu sich, es war der Vater, in unbefchreibliche Verzauberung, nicht Tier, nicht Mensch, genannt.

Sie, die von allen Menschen verlassene Tochter, bat ihn, den von allen Menschen verlassenen Vater, um Hilfe gegen den Vater. Er aber, nun deutlich als Roß erkennbar, hatte nur das eine Wort, mit hängenden, schwarz triefenden Nüstern ihr an den geheimsten Ort gehaucht: „Noch einmal? Noch einmal?“

Was konnte sie tun, als schweigen, wenn sie auch wollte, nur Schreien, Rufen könne sie retten.

„Es“ blühte sich, flug lauschend, noch tiefer, und mußte, um das Gleichgewicht zu halten, mit den Hinterbeinen trappeln. „Es“ wiederholte die Frage. Da es immer noch aus ihr schwieg, begann der Dämon, nun drei Läufe in der Luft, zu kreisen, aufzuwirbeln in braunem Dunst, bis sie in letzter Verzweiflung hoch an dem rasenden Fiere emporsprang, mit beiden, gepreßten Armen den Hals des Wesens umfaßte. Nun war er erkannt, versuchte Verstellung nicht mehr. Er wandelte sich sofort in den Vater, der auf seiner Leiter langbeinig ritt, und der ihr, dem vierjährigen Mädchen, zum Spaß seine Künste zeigte. In die seither verflossenen Jahre wanderte er zurück. „Ich bin noch so jung,“ sang er aus der Ferne, wie ein Wasser zwischen dem Geländer der Wendeltreppe herabrauschend.

Drohte er wiederzukommen, dumpf aus der Tiefe murmelnd, machte sich Glawa mit Gewalt wach. Licht, Helle hätte ihr sehr wohl getan.

Licht war nachts in der Zelle verboten. Nur ein kleines Viereck, von der Öffnung in der Thür, war beleuchtet auf dem Estrich, groß wie ein Mädchentaschentuch. Dieses aufzufangen, mußte sie aufstehen und, ohnedies frierend, sich gerade in der Mitte der totenstillen Zelle anstellen und starren.

In der dritten Nacht, der ärgsten, tat sie das fünfmal, dann verschwand das böse Gesicht und kam in der nächsten Nacht nicht wieder.

Das war ihre erste Freude.

Nun suchte sie Arbeit. In der Zelle schien es sauber nur auf den ersten Blick. Sie bat daher den Gefängniswärter um einen

Kübel warmes Seifenwasser, den er erst am nächsten Morgen brachte, da er die Erlaubnis des Oberbeamten haben mußte.

Von acht bis elf wusch sie, nachdem sie mit großem Eifer das Pflaster ausgemessen und sich das bißchen Arbeit eingeteilt hatte, dann bekam sie ihre Mahlzeit. Für den Nachmittag behielt sie den Blechlöffel, ihr einziges Eßgerät, zurück, um mit dem Stiel desselben die Ecken des kleinen Raumes, die hölzernen Randleisten zu säubern: das Zimmer blieb feucht dunstig, aber diese Arbeit, diese Keinheit, diese Ruhe war ihre zweite Freude.

Am vierten Tage kam der Untersuchungsrichter, um sie zu verhören. Man hatte bei Gericht vorerst an einen bloßen Unglücksfall gedacht, da für ein so fürchterliches Verbrechen keiner der gewöhnlichen Beweggründe zu finden war. Auch traute man dem schönen, jungen Mädchen einen gemeinen Mord nicht zu. Aber die Beschauung der Leiche ergab: stumpfe Gewalt, Tod durch fremde Hand.

Während Slawa auf die Fragen nach Namen, Alter und Stand, Geburtsort, Vorstrafen und Schulbildung antwortete, beschloß sie in einem flammenden Gefühl der Schuldlosigkeit, dem stärksten Gefühl ihrer Jugend, von dem tierischen Angriff des Vaters nichts zu sagen. Sie dachte, die Tat sei dann beinahe ausgelöscht. Sie hätte niemals vor dem fremden Menschen die Worte für das Gefundene, was der Vater mit ihr gemacht hatte.

Sie war sehr befreit, als der Richter wegging nach ihrem langen Schweigen über die Gründe der Ermordung.

Dieses Verschweigen war ihr drittes Glück.

Damit war das Fürchterlichste überwunden. Sie kam zur Untersuchung ihres Geisteszustandes in das Inquisitionsspital. Hier mußte sie zwar anfangs zu Bett liegen, da aber die Wärterin ihre Hilfe gern annahm, stand sie schon nachmittags auf, machte sich ans Fußbodenwischen, was bei dem glatten, warmen Asphalt sehr leicht vor sich ging. Sie durfte Geschirr reinigen, Kranke pflegen mit feuchtem Umschlag und lauem Fußbad. Zur Nacht durfte sie selbst baden, das tat ihr sehr wohl. Als sie aus dem Wasser herauskam, sagte sie: „Jetzt ist der lange Todestag vorüber.“ Die letzten Tage vor dem Mord und die Nacht und das Gefängnis und das Pferd im Traum und das Stillestehen auf der eiskalten Fußbodenplatte, alles, alles war der Todestag.

Der Professor für Geisteskranke fragte sie aus, sagte ihr, sie solle schreiben. Sie schrieb: Glawa.

„Weiter!“ sagte er.

Sie schrieb: Cyrill.

„Weiter!“ sagte er. Sie schrieb: Hilfe.

Der Professor konnte alles lesen, aber er verstand die Worte nicht. Er sagte: „Ich verstehe nicht, daß ich das nicht verstehe. Aber geistig krank ist sie nicht.“

Die Stadt war erfüllt von diesem Mord.

Der Gefängnisgeistliche kam. Glawa erschrak vor ihm, denn sie dachte, er käme nur vor dem Todesurteil. Aber der Gedanke an ihre „drei Glücke“ brachte ihr im gleichen Augenblick Frieden.

Als der Priester sie fragte: „Wollen Sie beichten,“ sagte sie: „Beichten? Ich?“

Aber sie nahm das Abendmahl in Erinnerung an die arme Mutter und wenn sie weinte, weinte sie um die Mutter.

Die Wärterin bat, man möge Slawa noch bei ihr lassen, obwohl ihre geistige Gesundheit offenbar war und sie nicht in das Spital gehörte.

Alle Richter des Hauses, bis zum Präsidenten, beobachteten sie, teils offen, teils insgeheim, man stellte ihr Fallen, ließ zum Schein das Spitalstor offen, um zu versuchen, ob sie fliehen würde.

Ihr Verteidiger, ein junger Advokat, der sehr klug war, alle Menschen durchschaute, alle ohne Ausnahme verachtete, warnte seine Klientin vor diesen plumpen Fallstricken und beschwerte sich höherenorts über diese „Kunststückchen“. Aber das Gericht wies ihn an seine Pflicht und seine Befugnis, Slawa aber beruhigte ihn: „Ich fürchte mich nicht.“

Er sah sie, das Bild blühendster Schönheit auch jetzt in ihrem Elend, lange an, sprach aber weder Hoffnungsworte noch Befürchtung aus.

Slawa war unberührt von Tod wie von Zeugung.

Noch lebte sie unter schwarzen Wolken eherngeflügelter Dämonen, doch Rettung trug sie in sich.

Schreckensblatz wurde die vielerfahrene Arrestantenwärterin, als sie Slawa sah: eines Abends im Herbst, kurz vor der Verhandlung, in einem Winkel des von Kranken, bösen Menschen erfüllten und vergifteten Raumes: Hell kreisend um sich selbst, wirbelnd und immer lachend: Eriller ohne Ende brach aus ihr, der Mörderin.

II

An einem Montag, Anfang Oktober, führte man Slawa zur Hauptverhandlung vor das Schwurgericht.

„Schuldig?“

„— —“

„Sie müssen antworten.“

„Ich bin nicht schuldig.“

„Daß Ihr Vater keines natürlichen Todes gestorben ist, das wissen Sie. Erzählen Sie uns den Hergang!“

Slawa schwieg, obgleich ihr der Vorsitzende Vertrauen einflößte. Es waren aber viele Menschen im überfüllten Saale, auch Frauen, vor denen sie sich schämte.

„Geben Sie zu, daß Ihr Vater durch Schläge oder Hiebe mit diesem Zuckerhackmesser da ums Leben gekommen ist?“

„Ja. Ich gebe das zu.“

„Sie sagen das so ruhig. Sie haben doch nur einen Vater gehabt! Nach dem Hinscheiden Ihrer Mutter und dem Abgang ihrer Schwester ins Kloster waren Sie ja vollständig auf ihn angewiesen. Jetzt sind Sie ganz verlassen. Das kann Ihnen doch

unmöglich gleichgültig sein. Selbst das wildeste Tier ist nicht wild den Eltern gegenüber. Sie müssen diese furchtbare Tat aufklären. Ist ein Streit vorausgegangen? Eine Aufregung? Hat man Sie irgendwie zum Zorn gereizt? — Sie sollen öfters außer dem Hause, oder wenigstens außerhalb der Wohnung genächtigt haben. In der Waschküche? Im Bodenraum? Sie verbargen sich, fast scheint es so, vor Ihrem Vater. Hatten Sie Angst vor Strafe? Hatten Sie vielleicht einen verbotenen Verkehr?"

Slawa antwortete nicht.

„Haben Sie mit Vorsatz gehandelt? Das heißt, haben Sie die Absicht gehabt, ihn zu töten?"

„Ja. Er ist gleich gestorben."

„Ja, gewiß, Sie haben ihn getötet, aber das lag vielleicht vorerst gar nicht in Ihrer Absicht?" Der Vorsitzende zum Verteidiger: „Haben Sie die Angeklagte dahin aufgeklärt, daß sie uns antworten muß, in ihrem eigenen Interesse, daß sich das Delikt als Mord darstellt, begangen an Verwandten der aufsteigenden Linie, und daß es im Falle der Verurteilung nur durch die Todesstrafe zu ahnden ist?"

„Sie wurde aufgeklärt."

„Ich bitte also die Angeklagte, uns den Hergang einfach zu erzählen . . . Nun, da sie verstockt schweigt, werden wir die Zeugen rufen. Die Schwester: Fanny. Wollen Sie aussagen?"

Die Schwester, wachsbleichen Gesichts, war mit der Priorin erschienen.

„Darf ich aussagen?" fragte sie die Priorin.

„Wie Sie wollen, mein Kind."

„Ich will aussagen,“ sagte Fanny.

„Dann werden wir Sie beeidigen. Legen Sie die Finger an das Kreuz, sprechen Sie die Schwurformel nach . . . Können Sie etwas über das Benehmen der Schwester dem Vater gegenüber und umgekehrt aussagen?“

„Der Vater hat an der Slawa immer sehr gehangen.“

„Gab es manchmal dennoch Streit?“

„Streit nicht. Aber . . .“

„Aber?“

„Einmal hat die Slawa den Vater mit dem schmutzigen Absatz des Stiefels auf die Brust geschlagen.“

„Wann war das?“

„Das ist schon eine Zeitlang her.“

„Nun, Jahre oder Monate?“

„Jahre.“

„Noch zu Lebzeiten der Mutter?“

„Ja.“

„Wissen Sie die Ursache? Gab es sonst Zwistigkeiten in dem Hause? Etwas zwischen Vater und Mutter?“

„Streitigkeiten gab es nicht. Nur viel früher, weil der Vater getrunken hat. Später hat er nicht mehr getrunken.“

„Wissen Sie, warum Slawa den Vater auf die Brust geschlagen oder getreten hat? Vielleicht nur, da sie ein Kind war, aus Spaß.“

„Nein, im Ernst. Denn er ging so verstört umher und die Mutter hat ihm Umschläge gemacht. Doch hat er ihr Blumen gekauft.“

„Wem? Der Mutter?“

„Nein.“ Mit gesenktem Blick: „Ihr.“

„Haben Sie noch etwas zu sagen? Können Sie sich einen Grund für diese Handlung vorstellen?“

„Ja! Aus Bosheit!“ Die Priorin packte sie am schwarzen Ordenskleid.

„Und haben Sie sonst noch Züge von Bosheit an Ihrer Schwester bemerkt? Sie müssen nicht aussagen, wenn es . . .“

Die Schwester: „Höhnisch hat sie gelacht, als unsere Mutter schwer krank war, wie eine Besessene in der Ecke getanzt und sich herumgedreht —, die Mutter hat sehr leiden müssen. Sie hat sich auch bitter beklagt. Ich bin gleich von zu Hause fortgegangen, als die Mutter nicht mehr zurückkam. Ich bin jetzt im Kloster, ich weiß sonst nichts.“

„Damit ist die allerdings sehr bezeichnende Aussage abgeschlossen.“

Der Bruder des Getöteten, oder wie wir schon sagen dürfen, Ermordeten, der Herr Bischof, hat seine Aussage kommissarisch zu Protokoll gegeben, es geht daraus nur hervor, daß er den Bruder nicht mehr bei Verwußtsein angetroffen hat. Er schildert ihn als sanft, schwächlich von Kräften, fleißig, gutmütig, er hat von ihm in jungen Jahren Geldbeträge, für den Geber sicher ein Opfer, erhalten. Er stellt ihm menschlich ein ehrendes Zeugnis aus.“

Die Vernehmung der Gefellen ergab nichts, sie sagten, er habe am letzten Tage fleißig gearbeitet. Dann sei ein Gerichtsbote gekommen vom Vormundschaftsgericht, mit diesem sei er fortgegangen. Der Gerichtsbote lag an Lungenblutung krank und konnte nicht vernommen werden. Als letzter Zeuge kam Boyta.

„Was haben Sie zu sagen?“

„Sie ist nach ihrer Schlechtigkeit gleich davongelaufen, auf der Straße habe ich sie abgefangen.“

„Der Polizei hat sie sich aber freiwillig gestellt.“

„Sie hat sich aus dem Schubfach in der Küchenkommode eigens das Messer ausgesucht. Das Schubfach lag auf dem Boden, Messer und Gabeln durcheinander . . .“

„Wissen Sie noch etwas?“

„Ich weiß nichts, glaube aber manches.“

„Wissen Sie etwa von Bekanntschaften?“

„Nein, nur von Ferda.“

Ferda wurde vorgerufen, er hatte nichts zu sagen, als daß er die Angeklagte hatte heiraten wollen, davon aber abgekommen sei. Man lachte. Er trat ab.

„Aber sie hat doch gestohlen!“ zischte Boyta aus zahnlosem Munde, denn sein falsches Gebiß hatte er in der Aufregung zu Hause gelassen.

Bewegung ergriff den ganzen Saal.

Bloß der Verteidiger, tief und wie ohne Gedanken versunken in das Bild Slawas, zeigte keine Erregung.

„Gestohlen bei Tag! Gestohlen bei Nacht! Schlafen? Bei Cyrill darf eine Diebin, eine diebische, nicht schlafen! Deshalb heraus mit der Diebin! Hinauf, zum Dachboden, oder in die Waschküche mit der Diebin, dort soll sie schlafen, wo die Katzen schlafen.“

„Was sagen Sie dazu, Angeklagte?“

„Gar nichts sagt sie, denn das war der Grund von ihrer Schlechtigkeit! Schon einmal hat er sie ertappt, da ist sie mit der linken Hand, der diebischen, ihm in die Hosentasche bei Nacht, aber er hat sie noch erwischt und davongejagt! Nach-

süchtig war sie, das reine Gift! Schon einmal hat sie ihn umbringen wollen, blutig geschlagen war er, der Arme, in dem weichen Fleisch unter dem Kinn, und nur sie hat ihn geschlagen!"

Slawa, von der giftigen Bosheit Boytas umzischt, weinte wie ein großes Eier, laute lange Schreie stieß sie aus ihrer Kehle, Tochter ihrer Mutter.

Was Cyrill in schlafloser Nacht ihr, der vor ihm Hingegossenen, nicht hatte offenbaren können, nun war es offenbar, nun dröhnte es aus ihr: Schrecken vor sich, Schrecken vor der Welt!

Mit seinem Bleistift klopfte der Verteidiger auf seinen Tisch: „Seien Sie ruhig, Slawa, Sie sind nicht schuldig. Seien Sie ruhig, Boyta, Ruhe!"

„Das Verhör ist noch nicht abgeschlossen, ich bitte den Herrn Verteidiger . . ."

„Herr Präsident!" und als einen Augenblick lang völlige Stille war, sagte er, wie hinter dem Rücken der immer noch schönheitsstrahlenden, freudig lebenden Slawa: „Sehen Sie denn nicht, daß die Person von dem Vater schwanger ist? Vaternord? Notwehr! Ein fürchterliches Schicksal."

Aller Augen trübe Blicke umfunkelten die Unselige.

Schütternd brach sie zusammen, auf der Kante ihrer Bank schlug sie blutig ihre mädchenhafte Stirn.

III

Im nächsten Tage wurde Slawa aus der Haft entlassen. Sie kehrte nicht mehr in die väterliche Wohnung zurück, denn dort hatte sich Boyta bereits angesiedelt, hatte von allen Einrichtungsgegenständen Besitz ergriffen, war mit Baruschka, der Braut des sterbenskranken Gerichtsbeamten, bereits in der Kirche zweimal aufgeboten und sollte in drei Wochen heiraten.

Nicht Slawa allein fühlte sich gerettet, sondern auch der Anwalt, bis zu diesem Tage Anwalt jeder Lücke, Schutz und Schild jeglicher Gemeinheit, die, sattgefressen am Bösen, bei der Bezahlung der Rechnung sich hinter ihm verbarg. Zum ersten Male in seinem Leben hatte er in Slawa einen Menschen geschaut.

Er brachte sie noch am gleichen Tage zu seiner Mutter aufs Land.

Eine steinalte, schwarz vertrocknete Greisin empfing Slawa, die immer noch sommerlich strahlende. Das Haus war ärmlich, da der Sohn die Alte „nicht durch das böse Geld zu Geiz und Härte und Speichelleckerei verderben wollte“.

Das einzige bewohnbare Zimmer war eine Tenne mehr als ein Gemach, gestampfter Lehm der kalte, staubige, höckerige Fußboden. Wusch sich Slawa am ersten Morgen in einem Becken, das auf strohgeflochtenem Stühlchen, dem Herde benachbart, stand, so verrann das Wasser in lehmige Gruben. Und wenn sie vormittags beim Kochen an den Herd trat, versank fast ihr Fuß in dem aufgeweichten Kot. Deshalb wusch sie sich am nächsten Tage vor dem Hause, am dritten Morgen aber, so wie es die Mutter und die Stallmagd taten, im Stalle, denn da lag von der schweren Kuh trotz der dünnen Wände etwas dunstige Wärme verbreitet.

Slawa ging der Magd bei jeder Arbeit an die Hand.

So lebte sie. An den Vater, den geschlagenen, den toten, an Fanny, die wachsgesichtige, von Haß sehr erfüllte, an Woyta, den verderbten, höllischen Geist dachte sie ohne Groll und so, wie wenn sie an Luft dächte.

Ihre Mutter schien ihr manchmal dazustehen, nicht, wie sie sie kannte, sondern in zauberhafter zweifacher Gestalt: ein „Bild“ vor ihr, mit dem Rücken zu ihr, und mit traurig gesenktem Haupt, aufrecht stehend, aber doch schlafend. Ein zweites, eigentliches „Bild“ hinter ihr, ihr nach bei der Arbeit, bei dem Weg über den Brückensteg, nachts beim Schlafen hinter ihr im Bette längs gelegt und etwas gekrümmt, damit sie, die allzu große, doch mit ihrem Kopf der Tochter Kopf, mit ihren Zehen, sanft abgeschrägt, die Ferse der Tochter die ganze Nacht hindurch berühren könne. So lebte Slawa jetzt immer mit ihrer Mutter.

Slawa scheute vor keiner Arbeit zurück, sie zerrte neben dem trägen Kinde am Geschirr, legte sich mit aller Kraft in die

Federlaschen, beide zogen an, gelenkt von der Stallmagd, eine Furche schreitend nach der anderen. Die Stallmagd erzählte dies zum Spott über die Dummheit Slawas, aber die Alte nahm für Slawa Partei, entließ die fremde Magd und nahm an ihrer Statt Slawa an.

Sie theilte mit Slawa alle Arbeit. Trotz schwerer Mühe und trotz des hoch blühenden Leibes, atmete Slawa in Ruhe, sie war getröstet.

Sie wußte nicht, ob sie den Anwalt liebe, aber sie versprach ihm, ihn zu heiraten. Die Alte, wortkarg und mit oft zum Fürchten bitterem Blick, war zu Slawa wie am ersten Tag, nicht milder, nicht böser. Der Sohn bezwang sie durch Ruhe.

Er war im Herbst geboren, der Winter war seine eigentliche Zeit. An gute Menschen hatte er nie geglaubt, das warf er seiner Mutter vor, nicht tückische hatte er nie gesehen.

Daß Slawa, Vaternörderin, eines im voraus verfluchten Samens tragende Mutter, in Freude leben konnte, war das erste Wunder. Er begann zu glauben an Gott am Abend des 23. März. Noch während der Eisenbahnfahrt in seine Heimat hatte er an Slawa gezweifelt, nur als Lüge und Verlockung, um ihn zu belügen und zu verlocken, ihren Frieden, ihre Freude gesehen, als er aber heimkam, unerwartet, und im Zwitterlicht des Abends Slawa sah:

Slawa, vor dem flackernden Herd hingestreckt, beide Hände voll von Gerstenkörnern für müde trippelnde Hühner, den hohen Leib, von Lumpen befreit, wie einen morgendlichen Berg angestrahlt vom Herdfeuer, angestrahlt auch ihr Gesicht, reinsten Beglückung Spiegel — ihre ganze Gestalt, mütterlich, selbst

wie ein Apfel von einer Hand, von „Mutter“ rings umgeben, von Frieden rings umfriedet, —

da fühlte er zum erstenmal Gott als Trost alles Bösen, er wußte, es war möglich zu leben.

Einige Wochen nachher entband Slawa. Die alte Frau war in Eile fort nach dem nächsten Dorf zu der einzigen Hebamme der Gegend. Der Anwalt, der auf Bitten Slawas die unterbrochene Praxis in der Stadt wiederaufgenommen hatte, war nicht erreichbar, Slawa ganz allein.

Unter zerfleischenden Krämpfen wälzte sie sich erst im krachenden Bette, dann auf dem stummen, erdigen Boden, die Beine angestemmt der warmen Ofenbank in kühler Vorfrühlingsnacht. Tag, Dämmerung, Dunkelheit, alles weitenlos, Schrei und Schweigen. Blut rann von ihr in heißem Strom.

Sie glaubte, das letzte Leben ginge von ihr, beide Hände hielt sie in atemloser Erschütterung vor den untenher wie eine Wunde aufgerissenen Leib.

Da wuchs, und mit jedem gedrängten Schmerz wuchs näher und wirklicher, wie hartes Holz aufwächst in ganz zusammengedrängter Zeit, ein heißes, leicht geranktes, wie von Tränen feuchtes Fleisch ihr in die aufgehaltenen Hände.

Sie fühlte Knochen, wie Scherben beweglich, aber durch lebenden Atem gespannt. Sie fühlte schmaler, sichelförmiger Augen dünnen Einlaß ins Innere, um ihren Finger geschmiegt war ihr eines kleinen saugenden Mundes zauberwarme Umarmung, der Hüfte sanft sich senkendes, zitterndes Knochen spiel zitterte kühl in ihrer Hand.

Noch ein Atemzug entseufzte ihrer schmerzgequälten Brust, und ganz hielt sie, unter den zarten Schultern ihres Kindes

Rippen umfassend, das neue Leben wonnevoll in ihrer mütterlichen Hand, atemlos blieb sie, in den ewig umarmenden Händen ihr Kind, das sich mit winzig krallenden Füßen anstemmte gegen ihren blutbefleckten Schoß.

Noch schwieg es vor seinem ersten Schrei, aber es atmete schnell aus und ein in weichem Schwingen, und so stand Glawa, ihrer Mutter Tochter, gesegnet still für die Zeit, sie ruhte hin im Wirbel jagender Dämonen, rettete sich vor aller Gewalt.

Die Schlafende betreten die Alte und das dienende Weib. Das Neugeborene war ein schöner Knabe. Glawa nährte ihn aus ihrer Fülle. Mit diesem Kinde auf dem Arm, ging sie zur Hochzeit. Das Kind wurde getauft auf den Namen des Vaters: Cyrill.

Es war Segen und Sommer über Cyrill und über den anderen Kindern dieser Mutter.

Dieses Buch wurde in 1950 numerierten Exemplaren bei der Firma Mäncke und Jahn in Rudolfsstadt gedruckt. Den Einband fertigte die Firma H. Fikentscher in Leipzig. Zweihundert Exemplare davon wurden in Halbpergament gebunden und vom Autor signiert.

Dieses Exemplar trägt die Nummer

499

D31413

89104129242



B89104129242A



89104129242



b89104129242a